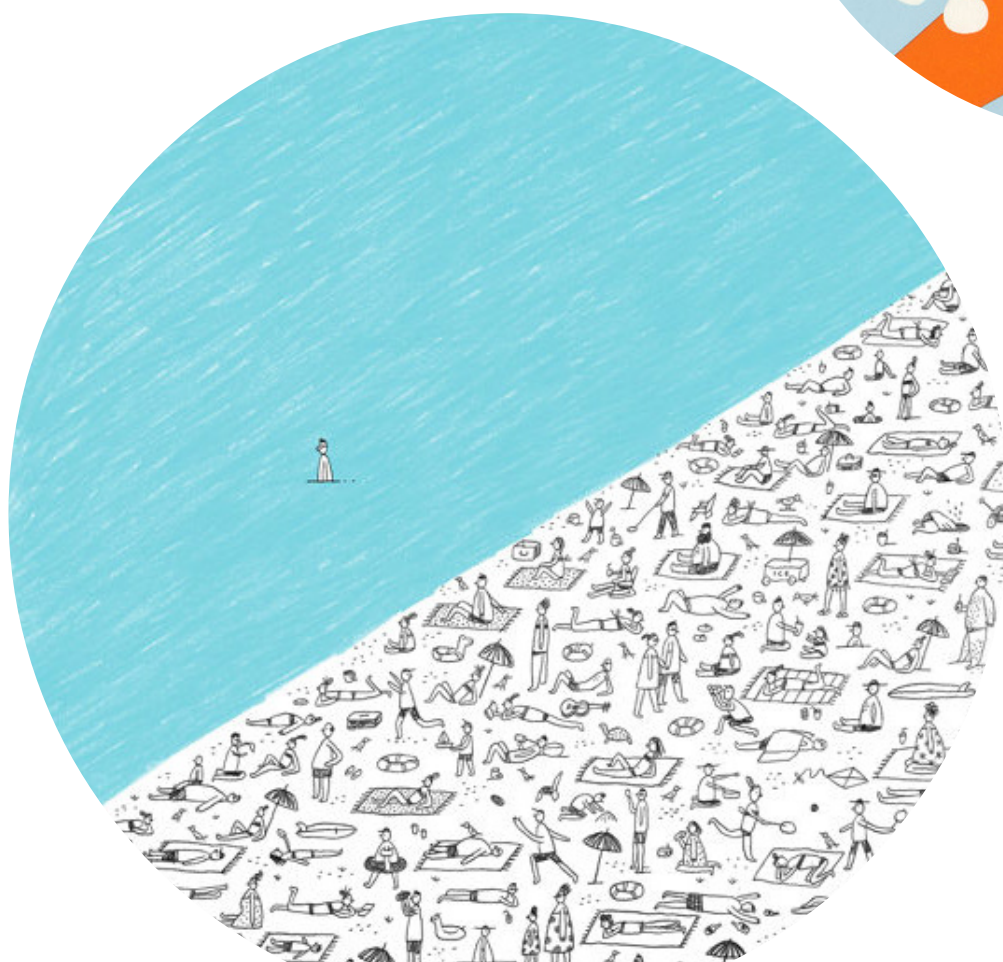


Sprache für die Form*

Forum für Design und Rhetorik



Das E-Journal für Designer und Rhetoriker

Vorwort des Herausgebers

Werte Leserinnen und Leser,

was bietet Ihnen »Sprache für die Form«? Dieses Forum für Design und Rhetorik möchte Designern und Rhetorikern einen Austausch ermöglichen und einen Beitrag dafür leisten, dass wir Design besser verstehen, dass wir über Design besser, genauer, verständiger und verständlicher reden. Der Austausch soll wissenschaftlich sein und unterhaltsam – worin für mich kein Widerspruch steckt. Das Medium für diesen Austausch ist ein »E-Journal«, ist diese elektronische Zeitschrift. Einige Überlegungen, die theoretisch hinter unserem Unterfangen stehen, erläutere ich in dem Essay »Designer sollten Rhetoriker werden«, den Sie in der Rubrik »Lernen« unter »Grundlagen« finden.

[1] Die »Mythen des Alltags« sind als Reminiszenz an das gleichnamige Buch von Roland Barthes (Barthes, Roland: Mythen des Alltags. Trans. Horst Brühmann. Berlin: Suhrkamp, 2010.) zu verstehen, in dem er Alltagsphänomene ebenso tiefgründig wie augenzwinkernd betrachtete.

Deshalb an dieser Stelle ein paar Erläuterungen zum redaktionellen Angebot von »Sprache für die Form«:

- In der Rubrik »Lernen« finden Sie unter anderem ein Wörterbuch zu Begriffen aus der Rhetorik, die für Designer relevant sind, kurz und knapp erläutert und auf Gestaltung bezogen werden. Dieses Wörterbuch wird mit jeder Ausgabe erweitert.
 - In der Rubrik »Denken« können Sie tiefer in die Fragen des Forums eindringen und Essays lesen, die sich wissenschaftlich und theoretisch mit der Sprache für die Form auseinandersetzen, ebenso eine Reihe von Rezensionen. Vor allem bietet diese Rubrik eine Reihe Interviews mit renommierten Designern, Rhetorikern, Philosophen und Wissenschaftlern; diese Interviews liegen als Hördateien vor und sind gleichsam das Herzstück unseres Forums, kommt in diesen Gesprächen doch die Form zur Sprache.
 - In der Rubrik »Umsetzen« beschäftigen wir uns – mal hintergründig, mal augenzwinkernd – mit Mythen des Alltags^[1], stellen Ihnen die Arbeiten von Illustratoren vor und zeigen Ihnen, welche Antworten uns Gestalter auf die »Stilfrage« geben. Vielleicht mögen Sie an der »Stilfrage« mitwirken, uns Beispiele Ihrer gestalterischen Arbeiten einsenden und erläutern, mit welchen Stilmitteln Sie auf wen welche Wirkung erzeugen wollen. Erhalten wir viele Einsendungen, dann entsteht auf diesem Wege eine Sammlung der Stilmittel und eine Basis für deren wissenschaftliche Auswertungen.
 - Ältere Beiträge aus den verschiedenen Rubriken finden Sie im »Archiv«.
- Die Artikel für »Sprache für die Form« schreiben Designer, Rhetoriker, Wissenschaftler, Philosophen und Publizisten von Rang und Namen, aber auch Beiträge junger Federn werden aufgenommen. Dass diese elektronische Zeitschrift nun ihre neunzehnte und zwanzigste Ausgabe veröffentlicht, ist der engagierten Mitarbeit von Studenten des Masterstudiengangs Kommunikationsdesign der Hochschule Konstanz zu verdanken.

Ihnen, werte Leserinnen und Leser, wünsche ich bei der Lektüre interessante Anregungen und viel Vergnügen

Ihr

Dr. Volker Friedrich

Professor für Schreiben und Rhetorik an der Hochschule Konstanz

Essay

Walter Ch.Zimmerli	4
»Wenn Du Frieden willst ...«	
Klaus Kornwachs	8
Die Frage nach der Wahrheit im Kriege	
Volker Friedrich	28
Rhetorik der Autorität – autoritäre Rhetorik?	
Ernst Peter Fischer	37
Über die Zumutbarkeit der Wahrheit	

Frage und Antwort

»... dass der fachliche Wortschatz geringer wird ...«	53
Petra Stephan über Sprache und Architektur	

Hördatei

»95 % unserer Entscheidungen unbewusst«	56
Gesa Lischka befasst sich mit Neuromarketing	
»Ein schon längst rege befahrener Grenzverkehr«	56
Florian Arnold über Design und Philosophie	
»Man sieht mehr, wenn man mehr weiß«	57
Autor Frank Berzbach über das Arbeiten und Lernen	

Rezensionen

»... engagiert und authentisch wirken«	58
18 Essays verknüpfen digital und analog	
»Design ist politisch, weil ...«	60
Friedrich von Borries über Design und Gesellschaft	
»Die Kunst soll unfrei werden«	62
Hanno Rauterberg über einen neuen Kulturkampf	
»Narrationen der Zukunft«	64
Olga Tokarczuk über das Weben von Geschichten	
»Nehmen Sie den Auftrag an?«	66
Maren Martschenko über gestaltende Beratung	
»Unser Verstand ist ein großartiges Werkzeug«	68
Leander Greitemann über Alltags-Vernebelungen	
Unterhaltungsindustrie contra Schriftkultur	70
Über Neil Postmans Klassiker »Wir amüsieren uns zu Tode«	

Mythen des Alltags

Caroline Löbmann	72
Abwasch	
Sophie-Lotte Rempen	74
Einkaufszettel	
Saira Yaqoob	76
Kleider-Stuhl	
Julia Valter	78
Lastenrad	
Judith Hirsch	79
Sinfonie vorm Fenster	
Eduard Schmidt	81
Verniedlichung	

Illustration

Monika Aichele, Marcos Chin, Brian Rea und Christoph Niemann	83
IlloKonstanz, Vol. 2	

Impressum

»Wenn Du Frieden willst ...«

Wie der Ukraine-Krieg das pazifistische Denken verändert

Von Walther Ch. Zimmerli

In den letzten Wochen hat der Begriff »Zeitenwende« sein Schattendasein in der esoterischen und völkischen Schmuddelecke abgestreift; er ist – nicht zuletzt durch seine Verwendung durch den deutschen Bundeskanzler Olaf Scholz – zu einer Bezeichnung für den Abschied von einer regelbasierten Weltordnung (Herfried Münkler) avanciert. Damit ist allerdings zugleich auch eine Abkehr von der Abkehr gemeint: Der labile Friedenszustand zwischen 1945 und 1989 war durch ein »Gleichgewicht des Schreckens« definiert, das seinerseits durch ein permanentes – auch atomares – Wettrüsten aufrecht erhalten wurde. Seit der Aufhebung dieses Gleichgewichts durch den Zerfall des als »Ostblock« bezeichneten Imperiums der um die Sowjetunion gescharten Staaten des Warschauer Paktes hatten wir in den westlichen Demokratien uns in der trügerischen Hoffnung gewiegt, eine permanente multilaterale Abrüstung stelle eine erfolgreiche Abkehr von dem bilateralen Gleichgewicht des Schreckens dar. Schon damals waren allerdings kritische Stimmen laut geworden, die davor warnten, dass der damit verbundene »Verlust des Feindbildes« eine destabilisierende Wirkung haben könnte, und die zahlreichen bewaffneten Konflikte seit 1989, auch an den Rändern Europas, an denen nach G. Konrad »der Wahnsinn kichert«, hätten uns das auch eindrücklich bestätigen können, wenn wir nur darauf gehört hätten. Spätestens jetzt aber erleben wir in der besagten Zeitenwende die Abkehr von dieser Abkehr. Und wir beginnen zu ahnen, dass der von Putin mit fadenscheinigen »fake news« buchstäblich vom Zaun gebrochene Ukrainekrieg nicht bloss Ausgeburd eines paranoiden nationalistischen Diktatorengehirns sein, sondern einer »geopolitischen Neuordnungsidee« folgen könnte. Vor diesem Hintergrund taucht hinter den ebenso verzweifelten wie berechtigten Minimalforderungen nach einem Waffenstillstand die bange Frage auf, wie denn das Verhältnis von Krieg und Frieden nach 2022 zu denken ist. Anders: ob eine politische Option, die primär am Frieden orientiert ist und die oft als »Pazifismus« bezeichnet wird, überhaupt noch eine Berechtigung hat.



Der Philosoph Walther Ch. Zimmerli.

Prof. Dr. phil. habil. Walther Ch. Zimmerli studierte nach einem Aufenthalt am Yale-College Philosophie, Germanistik und Anglistik in Göttingen und Zürich, wo er promovierte und sich habilitierte. Zwischen 1978 und 1999 hatte er Lehrstühle für Philosophie in Braunschweig, Bamberg, Erlangen-Nürnberg und Marburg inne, bevor er 1999 Präsident der Private Universität Witten / Herdecke gGmbH und danach Mitglied des Topmanagements der Volkswagen AG, Gründungspräsident der Volkswagen AutoUni und Geschäftsführungsmitglied der Volkswagen Coaching GmbH wurde. Anschließend leitete er von 2007 bis 2013 als Präsident die Brandenburgische Technische Universität BTU Cottbus. Danach wurde für ihn eine Stiftungsprofessur an der Humboldt-Universität zu Berlin eingerichtet, wo er ist bis heute Honorarprofessor ist. Er nahm Fellowships am Schweizer Wissenschaftskolleg Collegium Helveticum (ETH Zürich), am Institut für die Wissenschaften vom Menschen (IWM) in Wien und an der Digital Society Initiative (DSI) der Universität Zürich wahr und ist Mitglied verschiedener Akademien.

Von unserer Logik in die Irre geführt

Nun geht, wer heute einem recht verstandenen Pazifismus das Wort reden will, »einen schweren Gang«, um es mit den Worten des Landsknechtsführers Georg von Frundsberg angesichts von Martin Luthers Auftritt vor dem Reichstag zu Worms 1521 zu sagen. Bei dem Versuch, den Pazifismus neu zu denken, gilt es nämlich, zuallererst ein mächtiges Hindernis zu überwinden, das unser Denken »hinter unserem Rücken« prägt: unsere Logik. Gemeint sind damit die impliziten Selbstverständlichkeiten unseres Denkens, und hier vordringlich eine der wichtigsten logischen Grundoperationen, die der Negation. Zwar wissen wir theoretisch, dass es einen gewichtigen Unterschied zwischen Kontradiktion und Kontrareität gibt, anders und weniger technisch ausgedrückt: dass es zu jedem A mehr als nur ein Non-A gibt. Aber in unserer impliziten Logik reduzieren wir intuitiv das eine auf das andere: Was für die logischen Werte »wahr« und »falsch« gilt, wird auf alles übertragen. Wer nicht für mich ist, ist gegen mich, was nicht gut ist, ist böse. Und das geht auch auf der nächsten Anwendungsstufe

der Negation weiter, so dass die Negation der Negation – ähnlich wie in der Mathematik Minus mal Minus Plus ergibt – die erste Negation wieder aufhebt. Auf unseren Fall angewendet: Die derzeit erforderliche Abkehr von der Abkehr des Wettrüstens scheint nur einen Weg zu kennen: den Rückkehr zum Wettrüsten.

Überwältigt von der Flut grauenvoller Zerstörungsbilder, die jedenfalls uns im Westen täglich überschwemmen, tendieren wir zu dieser Konsequenz. Aber schon ein einfacher Gedanke zeigt, dass das nicht zutrifft: Selbst wenn der gegenwärtige Kriegszustand durch einen Waffenstillstand unterbrochen und irgendwann einmal sogar durch einen Friedensschluss beendet würde, wäre der erreichte »Frieden« nicht derselbe wie der vor dem russischen Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022. Zu viel ist in der Zwischenzeit geschehen, zu viel ist zerstört, zu viele Menschen sind getötet oder vertrieben worden, als dass wir uns den Frieden, um den es hier geht, einfach nur als eine Wiederherstellung des *status quo ante* denken könnten. ||

Das Missverständnis vom ewigen Frieden

Ein weiteres Hindernis bei dem Versuch, das Verhältnis von Krieg und Frieden zu denken, ohne dabei in den vorherigen Zustand des Gleichgewichts des Schreckens zurückzufallen, liegt im Verständnis der leitenden Friedensidee selbst. Was damit nämlich eigentlich vorschwebt, ist nicht Neville Chamberlains Appeasementformel »peace for our time«, sondern der zeitlich unbegrenzte, auch biblisch zugesicherte »Frieden auf Erden« (Lk. 2:14). Bekanntlich war es kein Geringerer als der große Königsberger Philosoph Immanuel Kant, der 1795 in seiner Schrift »Zum Ewigen Frieden« unter Bezugnahme auf ein satirisches holländisches Wirtshausschild desselben Wortlauts, auf dem ein Friedhof gemalt war, das zugrunde liegende Missverständnis ansprach: Ewiger Frieden ist das – niemals zu realisierende und trotzdem mit Notwendigkeit immer vorschwebende – Leitideal. Damit dieses jedoch nicht nur ein »süßer Philosophentraum« bleibt, ist es erforderlich, es realistisch zu hinterlegen, d. h. seine innere Widersprüchlichkeit zu akzeptieren. Weder ist damit der ausschließende Gegensatz von Krieg und Frieden gemeint, noch eine erst im Jenseits anzudehlnde paradiesische Situation; gemeint ist vielmehr eine permanente Aufgabe, deren Lösung immer wieder im Einzelnen auszuhandeln ist. Insofern erweist sich der ukrainische Präsident Wolodimir Selenskyi als guter Kantianer, wenn er – scheinbar widersprüchlich – sowohl seine Landsleute dazu aufruft, nicht nachzulassen in ihrem Widerstand gegen die russische Aggression, als auch in derselben Ansprache zugleich seine Bedingungen für Friedensverhandlungen nennt.

Kurz und mit Hilfe einer Analogie formuliert: Gesundheit ist – recht verstanden – nicht die vollständige und immer andauernde Abwesenheit von Krankheit, sondern die Art und Weise, wie ein Lebewesen mit seinen Krankheiten umgeht. Analog dazu ist Frieden nicht als die vollständige und permanente Abwesenheit von kriegesischen oder kämpferischen Handlungen, sondern als die Art und Weise zu verstehen, wie die antagonistischen Parteien mit den kriegesischen oder kämpferischen Handlungen umgehen. Allerdings bestand Kants diesbezüglicher Vorschlag darin, schrittweise die notwendigen Bedingungen für

eine weltbürgerliche Gesellschaft zu realisieren. Damit ist aber genau die »regelbasierte Weltordnung« im Blick, die durch den völkerrechtswidrigen Überfall von Putins Russland auf die Ukraine *de facto* aufgekündigt wurde. So betrachtet, passt wahrscheinlich das, was »Kalter Krieg« genannt wurde, besser zu Kants Friedenskonzept als die steilsten explizit pazifistischen Überzeugungen. ||

Gewaltlosigkeit, Macht und zahnloser Pazifismus

Das 20. Jahrhundert kannte mindestens zwei exemplarische Typen von Vorbildern (»role models«) für solche explizit pazifistischen Überzeugungen: den »Gandhi«- und den »Flower-Power«-Typ.

Es ist hinlänglich bekannt, dass Mahandas (später: Mahatma) Karamchand Ghandi der indische spiritus rector der Kampagnen war, die man als »gewaltfreien zivilen Ungehorsam« (»Satyagraha«) bezeichnet. Weniger gut bekannt ist, dass er damit schon 1893 begann, um die Rassendiskriminierung in Südafrika zu bekämpfen. Und noch weniger bekannt ist die Bedeutung der Gewalt in seinem Leben, etwa das Massaker von Amritsar 1919, das eines der Resultate seiner Satyagraha-Kampagne für gewaltlose Streiks gegen den Rowland Act in England war. Und so war das ganze Leben dieser Vorbildfigur der Gewaltlosigkeit von der Wechselwirkung von Gewalt und gewaltlosem zivilen Ungehorsam geprägt. Sein sichtbarster Beitrag zur Unabhängigkeit Indiens hatte die Trennung von Indien und Pakistan zur Folge, an der sich unmittelbar Gewaltexzesse zwischen Hindus und Moslem entzündeten. Und schliesslich wurde er, der sein ganzes Leben lang Gewaltlosigkeit verkündete, selbst Opfer einer Gewalttat.

Der »Flower-Power«-Typ (Allen Ginsberg) gewaltlosen Widerstands, der in den 60er Jahren in San Francisco begann und sich schnell in der ganzen westlichen Welt verbreitete, war nicht so sehr mit einer individuellen spirituellen oder politischen Führergestalt verbunden, sondern entsprang eher einer Mischung von freier Liebe, Anti-Vietnamkriegs- und Hippiebewegung (»Make love, not war!«). Er drückte sich in Kunst, Musik und Lifestyle aus und gebar einen Pazifismus, der einerseits schnell zu einem subkulturellen Megatrend wurde, andererseits aber fast übergangslos in die terroristische Gewalt der Studentenrevolte umschlug. ||

Beide Beispiele illustrieren das, was ich den »dialektischen Charakter des expliziten Pazifismus« nennen möchte: Obwohl er durchaus zu einer politischen (und ökonomischen) Macht werden kann, ist seine Gewaltlosigkeit nicht in der Lage, Gewalt zu verhindern. Man ist sogar versucht zu sagen, dass es das Kennzeichen dieses zahnlosen Pazifismus ist, nahezu alles verändern zu können – nur nicht das, zu dessen Veränderung er angetreten war.

Paradox der Gewalt und nicht-parasitärer Pazifismus

Das hinter dieser Dialektik stehende Paradox der Gewalt äußert sich allerdings sehr viel direkter in dem bereits erwähnten Konzept der Abschreckung (»deterrence«). Im Falle politischer Akteure zeigt sich nämlich, was wir bereits aus der Nicht-Gleichgewichts-Thermodynamik wissen: Gleichgewichtszustände sind keineswegs die friedlichsten oder kreativsten; sie bilden eher das ab, was in Kants Beispiel durch das Friedhofsbild repräsentiert ist: Erstarrung ohne

Innovation. Das mag auch der Grund dafür sein, dass ausgerechnet Reagan und Gorbatschow als die bedeutendsten friedenspolitischen Führungspersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts gelten: weil sie es verstanden, durch subtile Dosierung der gegenseitigen Abschreckung nicht die pazifistisch geforderte generelle Abrüstung, sondern das Wettrüsten zu regulieren.

Schon die Römer wussten: »Wenn Du Frieden willst, bereite den Krieg vor (Si vis pacem para bellum)!« Dass eine genaue Zuschreibung dieser Formel zu einem einzelnen Autor nicht möglich ist, spricht dafür, dass sie als allseits bekannte sprichwörtliche Volksweisheit galt. Angesichts der Entwicklung des Krieges in der Ukraine fällt es schwer, sich deren Berechtigung zu entziehen.

Ein weder zahnloser noch parasitärer Pazifismus (der nach dem St. Floriansprinzip den eigenen mitteleuropäischen Frieden dadurch erkaufte, dass er die Kriege anderswo und von anderen Akteuren ausfechten lässt) wird daher nicht darum herumkommen, sich als *wehrhaften* Pazifismus zu verstehen. Das gilt – auch und gerade jetzt wieder – für die neutrale Schweiz.

(Anmerkung der Redaktion: Der Schweizer Philosoph Walther Ch. Zimmerli war von 2020 bis 2021 Fellow an der Digital Society Initiative der Universität Zürich. – Der vorliegende Essay geht auf einen Text zurück, den er, noch vor dem Ukraine-Krieg, 2018 als EURIAS Senior Reserch Fellow am Collegium Helveticum in Zürich in einem Pazifismus-Sonderheft der »Studies in Christian Ethics« veröffentlicht hat und in einer gekürzten Version unter dem Titel »Wettrüsten, Abrüsten – und nun? Wie ein Pazifismus aussehen muss, der unserer Zeit gewachsen ist« in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 7.4.2022.)

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Die Frage nach der Wahrheit im Kriege

Über die philosophischen Wurzeln aktueller Fragen

Von Klaus Kornwachs

1 Einleitung

1.1 Wahrheit als Opfer?

Die Wahrheit sei das erste Opfer im Krieg – so die gängige Formel all derer, die sich in der Vorphase des Ausbruchs eines Krieges für seine Verhinderung aussprechen. Die Frage nach der Wahrheit im Kriege zu stellen, scheint nach diesem Diktum vergebliche Mühe zu sein, denn sie bleibt wohl schon im Vorfeld der vorbereitenden Propaganda auf der Strecke. Warum also diese Frage nochmals stellen?

Philosophie heißt – nach C. F. von Weizsäcker – weiterfragen; hartnäckig weiterfragen, möchte ich hinzufügen. Genau dieses Weiterfragen deckt bei Selbstverständlichkeiten, gerade, wenn sie moralisch daherkommen, überraschende Unklarheiten auf und das Klären von Begriffen ist ja das Geschäft der Philosophie.

Beginnen wir mit dem erwähnten, moralisch gemeinten Satz, dass die Wahrheit das erste Opfer des Krieges sei. Diese Redeweise bemüht die unfragliche Verwendung des Begriffs »Opfer«. Neben den Kriegsoffern kennen wir Unfall- und Katastrophenopfer, Opfer einer wirtschaftlichen oder politischen Entwicklung, wir reden von sinnlosen Opfern, und benutzen den Begriff auch als Verb: es seien völlig unnötig ganze Armeen geopfert worden.

Bei dieser Verwendung des Opferbegriffes fällt sofort eine Ungleichzeitigkeit auf, der wir uns eher fragend nähern: Gibt es sinnvolle Opfer, z. B. aus militärischer Sicht? Sind Opfer immer unschuldig? Wer opfert und was wird geopfert? Wie wird ein Mensch zum Opfer? Werden wir also kurz analytisch und etymologisch.

»Opfern« ist ein dreistelliges^[1] Verb. Irgendeine Person opfert einer anderen Entität, die meist als Subjekt angesehen werden kann, irgend etwas. Dieses Etwas, der Gegenstand des Opfern, das eigentliche Opfer, geht in die Verfügungsgewalt des Empfängers über, zu seinem Gebrauch, Genuss oder wie auch immer. Der Opfernde gibt als Verzichtleistung das Opfer aus seinem Verfügungs- oder Schutzbereich dahin. Für diesen Akt wird der Opfernde seine Gründe haben – früher wollte man Götter, Tyrannen und Mächtige besänftigen und für die eigenen Zwecke gnädig stimmen. Diese vereinfachte Vorstellung des Opfers stimmt in etwa mit dem alltäglichen Begriff überein; Differenzen ergeben sich im Laufe der Begriffsgeschichte freilich bei der Funktion des Opfern und der Motivation, überhaupt zu opfern.^[2]

Nun ist das Erstellen, Kompilieren und Benutzen von Mythen eine erste, wenn gleich narrative Form von rationalisierender Rekonstruktion naturgebundener wie sozialer Erfahrungen – der Mythos ist die notwendige Vorstufe des Logos. In der Wissenschaft gibt es niemanden, dem man opfern könnte.



Der habilitierte Philosoph und Physiker Klaus Kornwachs lehrte bis 2011 als Lehrstuhlinhaber Technikphilosophie an der BTU Cottbus. Dort gründete er 2005 die BA- und MA-Studiengänge »Kultur und Technik«. Klaus Kornwachs ist Mitglied der Deutschen Akademie für Technikwissenschaften und leitete von 2001 bis 2009 den Bereich »Gesellschaft und Technik« des Vereins der Deutschen Ingenieure (VDI). 1988 gründete er die »Deutsche Gesellschaft für Systemforschung«. Prof. Dr. Kornwachs, der zahlreiche Publikationen vorlegte, leitet heute das »Büro für Kultur und Technik« und arbeitet als Autor und Berater im Allgäu.

[1] Die deutsche Etymologie zeigt sich hier etwas spröde: Wahrscheinlich der Lautform nach aus dem lateinischen Wort *operare* (arbeiten, Almosen geben). Semantisch beeinflusst von dem lateinischen *offerere* (darbringen) Kluge (1989), S. 517.

[2] Lorenz, Schröder (1984).

Es gibt nur noch schlechte Metaphern wie: man habe sein Leben oder seine Freizeit oder sein Privatleben für die Wissenschaft geopfert. Was geopfert wird, das Opfer, ist also etwas, was ungern, nur zu einem eben anderen Preis hergegeben wird und es bedeutet für den Opfernden immer einen spürbaren Verlust – sonst wäre es eben kein Opfer. Die Gegenleistung bleibt ein offenes Versprechen – trifft sie nicht ein, spricht man von einem vergeblichen, ja sinnlosen Opfer. Ein gewisser Tauschcharakter, auch wenn dieser Tausch anderen Regeln folgen mag als beim Tausch auf dem Markt, ist in der nicht-mythologischen Metapher doch noch erkennbar. ||

Diese kurze Analyse zeigt rasch, dass der Satz »*Die Wahrheit ist das erste Opfer des Krieges*« geradezu eine rasend leichtsinnige Metapher darstellt: Wer gibt die Wahrheit als zu Opferndes her, wer besitzt sie als Gut, auf das er verzichten könnte, zugunsten eines Gnaden- oder Gunsterweises einer Entität, die in diesem Satz »Krieg« genannt wird?

Wie ist es nun, wenn das Opfer selbst Subjekt ist? Die meisten Religionen kennen in ihrer archaischen Zeit auch Menschenopfer, das sie allmählich durch nichtmenschliche, aber dennoch blutige Opfer ersetzt haben.[3] Der Religionswissenschaftler Girard hat darauf hingewiesen, dass in der archaischen Religionen und vielen Mythologie das Opfer immer auch schuldig ist – das Opfern geschieht zurecht.[4] Erst die Hochreligionen wie die mosaischen Religionen trennen Opfer von Schuld. Der alttestamentarische Gott bricht den Opfervorgang ab, bei dem Abraham bereit ist, seinen Sohn Isaak zu opfern, weil er die Opferbereitschaft Abrahams prüfen will und weil der Knabe unschuldig sei – man solle ihm daher nichts zuleide tun.[5]

Wir sprechen heute von unschuldigen Opfern – Opfer sind per se unschuldig, die anderen würden dabei ja nur ihrer Strafe entgegen gehen. Der hingerichtete Verbrecher ist kein Opfer in dieser Denkweise. Unschuldige darf man aber nicht opfern, Schuldige kann man nicht opfern.

Dieser subjektivierenden Redeweise würde dem Kriegsgott Ares oder Mars entsprechen, der durch die Landschaft stampft und alles verschlingt. Aber was wäre, wenn die Wahrheit ein sinnvolles Opfer sein sollte, eine Gegenleistung, ein Gnadenerweis? Der Sieg? Oder die nicht so verheerend ausfallende Niederlage? Warum frisst dieser Kriegsgott die Beteiligten – die Kriegsgegner sprechen vom Kanonenfutter, als wenn diese Kriegsmaschinerie Appetit hätte, unendlichen Appetit, wenn der Krieg nicht enden will? Kann denn der Kriegsgott die Wahrheit verschlingen, ist sie sein erstes Futter?

»*Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit*«, der Satz wird Josef Rudyard Kipling (1865—1936), selbst britischer glühender Imperialist, zugeschrieben, und vermutlich hat er es deskriptiv und nicht normativ gemeint – die Größe des Britischen Empire war ihm vermutlich mehr wert als die Liebe zur Wahrheit. Es gibt ähnliche Aussagen von Arthur Ponsonby, Hiram Johnson oder Samuel Johnson.[6] Der erste unter ihnen, Arthur Ponsonby (1871—1946) verschärfte dieses Thema in eine eher realpolitische Richtung:

»*In Kriegszeiten ist das Versäumnis zu lügen eine Nachlässigkeit, das Bezweifeln einer Lüge ein Vergehen und die Erklärung der Wahrheit ein Verbrechen.*«[7]

[3] Vollmer (1874), Einleitung.

[4] Assheuer, Girard (2005).

[5] Genesis 22, 1—19.

[6] "When War is declared, truth is the first casualty" (Ponsonby (1928)); "The first casualty when war comes I truth" (Hiram Johnson); "Among the calamities of war may be jointly numbered the diminution of the love of truth, by the falsehood which interests dictates and credulity encourages" (Samuel Johnson). In: http://en.wikiquote.org/wiki/Arthur_Ponsonby.

[7] "In war time, failure to lie is negligence, the doubting of a lie a misdemeanor, the declaration of truth a crime." In: Ponsonby (1928 / 1930), S. 30.

Die Wahrheit über die Gründe und den Verlauf von Kriegen erfahren die Menschen meist erst Jahre später, wenn der Konflikt bereits beigelegt ist und die Geschichte mühevoll aufgearbeitet wird.

[8] Nagel (2003)

Man erkennt wohl schnell, dass die auf dieser Metaphorik aufgebaute Analogie nicht weiterführt – die Analogien, die diese Metapher zu erzeugen vermag, sind schlechte Erklärungen eines Satzes, der dennoch seine wohl schmerzliche phänomenologische Berechtigung hat.

Denn die Wahrheit ist nicht das erste Opfer: Sie stirbt schon lange vorher. Die Unwahrheit beginnt schon vor den eigentlichen Kriegseignissen und Kampfhandlungen, und zwar mit der sorgfältigen Verschleierung von Kriegsgründen und Motivationen. Dies geschieht mittels Propaganda, die ihre eigenen Sprachspiele entwickelt hat. Dies geschieht durch aufgebauschte Berichte über den angeblichen Gegner, der zum Feind deklariert wird, indem seine Interessenlage als unlauter charakterisiert wird, mit Bedrohungsbehauptung wider besseres Wissen und mit Rechtfertigungen für die Vorbereitungen. Die Wahrheit wird dispensiert, um überhaupt zum – wohl gewünschten – Konflikt zu kommen, weil die Tatsache des Konflikts günstiger als die Möglichkeit der Kooperation erscheint. Entscheidend ist, dass diese Mechanismen auf beiden Seiten funktionieren. So präsentiert Ivan Nagel das »Falschwörterbuch des Irakkonflikts«:

»Jeder Krieg fängt, bevor er anfängt, mit Lügen an. Zwei Arten der Lüge sind zu unterscheiden: Lüge durch Verfälschung der Fakten und Lüge durch Verfälschung der Worte. Mit beiden werden wir seit anderthalb Jahren überfüttert bis zur Übelkeit.«

Und er legt die Grenze zwischen Wahrheit und Lüge schon viel früher:

»Das Wort Krieg wird als erstes verfälscht. Der Aufmarsch von 200000 Soldaten um die Grenzen des Irak heißt nicht >Kriegsvorbereitung<, sondern (seit Monaten dulden wir das): >Drohkulisse<. Der Zweck ihrer Anwesenheit ist nicht der >Krieg<, sondern der >Weltfrieden<. Der Irak gefährdet nur die >Sicherheit<, nicht die >Ölwirtschaft< der USA und ihrer Bürger. Gegen ihn hat man keinen >Angriff< vor, sondern >Entwaffnung<. Entrissen werden ihm dabei die (atomaren, biologischen, chemischen) >Massenvernichtungswaffen< – von der Weltmacht, die sie in den größten Mengen besitzt und Atombombe, Agent Orange, Napalm auch schon verwendet hat.« [8] ||

1.2 Veränderte Charakteristik des Krieges

Der Krieg als stampfender Gott, der über uns kommt: Diese Metapher hatte schon immer eine apologisierende bis verschleiernde Funktion gehabt – mit ihr ließ sich treffend über die Motive, Krieg zu führen, lügen. Ohne Interesse aber gibt es keine Lüge – der Lügner ehrt die Wahrheit sogar noch dadurch, dass er Lüge als Wahrheit ausgibt.

Gleichwohl – vor der Wahl und nach der Jagd wird immer gelogen; aber wie ist es im Krieg? Ebenfalls immer – so wird das Zitat Otto von Bismarck fälschli-

cherweise zugeschrieben.[9]

Ein kurzer Blick auf Platon belehrt uns über einen der ersten Gründe, die zum Krieg führen. Es geht bei Platon um das Wachsen eines fetten Staates, in dem Luxus und allerlei, was eigentlich nicht benötigt wird, letztlich durch die Arbeitsteilung doch noch zu dem Bedarf gemacht wird und damit ökonomisch zu zählen beginnt. Ein solches Staatsgebilde braucht dann auch mehr Platz, da es bei wachsender Bevölkerung und wachsendem Bedarf an Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Arbeitskräften, vulgo Sklaven, expandieren muss. Ganz unverhohlen geht der Dialog zwischen Sokrates und seinem Gesprächspartner Glaukon dahin:

»Und das Gebiet, das damals zureichend war, die damaligen Bewohner zu nähren, wird jetzt statt zureichend zu klein sein. Oder meinst du nicht?

O ja.

Wir müßten also von dem Lande der Nachbarn etwas abschneiden, wenn es hinreichen soll zum Weiden und Ackern, und jene hinwiederum von dem unsrigen, wenn auch sie sich aufendlosen Erwerb von Gütern einlassen, die Grenze des Notwendigen überschreitend?

Das ist ganz notwendig, Sokrates, erwiderte er.

So werden wir also Krieg haben infolgedessen, Glaukon, – oder was sonst?

Eben dies, versetzte er.

Und wir wollen noch nichts sagen, fuhr ich fort, weder von dem Schlimmen noch von dem Guten, was etwa der Krieg wirkt, sondern nur so viel, daß wir nunmehr die Entstehung des Kriegs gefunden haben, und daraus entsteht vorzugsweise Unheil für die Staaten, für die Einzelnen wie für das Ganze, wofern Krieg entsteht. Allerdings.«[10]

Wir müssen in die Moderne schauen, denn Formen und Motivation von Kriegen haben sich im Laufe der Geschichte drastisch geändert, und damit auch die Figuren der Begründung, der Täuschung, der Apologie sowie der Interessenkonstellation. Waren Kriege noch bis ins 20. Jahrhundert Auseinandersetzung zwischen territorial definierten Staatsgebilden um Territorien, Zugang zur Bodenschätzen und Humankapital (vor allem in den Sklavenhaltergesellschaften), so haben sich nach dem 2. Weltkrieg diese Formen drastisch geändert.

Die weltweite Schwächung staatlicher Autorität durch deren permanente, vermutlich politisch gewollte, Unterfinanzierung ermöglicht es im Grenzfall, dass auf ein und demselben Territorium, früher ethnisch oder national definiert, zwei oder mehrere Machtzentren um die Vorherrschaft kämpfen. Die ist die Form, die wir als Bürgerkrieg auch in Europa kennen gelernt haben. Die folgende Tabelle 1 zeigt eine Klassifikation dieser veränderter Formen.

[9] »Es wird nie so viel gelogen wie vor der Wahl, während des Krieges und nach der Jagd.« Zur Quellenlage siehe: <https://falschzitate.blogspot.com/2017/09/es-wird-niemals-so-viel-gelogen-wie-vor.html>.

[10] Platon: Der Staat, 373 d–e. Zit. nach: Platon-SW Bd. 2, S. 66–67.

Bezeichnung	Charakteristik	Motivationen
Klassischer zwischenstaatlicher Großmachtkrieg	Weltkrieg I und II, Ost-West-Konflikt, bisherige Sicherheitskonzepte	• Macht bzw. ideologisch motivierte Weltordnung. • Imperial: Gebiets- und Herrschaftserweiterung, ohne ideologische Grundlagen oder aus rassistischen Gründen (z. B. NS-Staat)
Ordnungskrieg Zentrum - Peripherie	Wirtschaftlich prosperierende Regionen versus Arme-Leute-Regionen (z. B. Kroatien-Slowenien gegen Restjugoslawien)	• Wirtschaftsordnung, • Durchsetzung einer Rechtsordnung bei eingeschränkter Souveränität (Menschenrechte versus damalige Breschnew-Doktrin), • Prävention und sog. Friedensmissionen
Klassischer Bürgerkrieg	Kampf um das Gewaltmonopol in einem ehemaligen Gemeinwesen, (einschließend, ausschließend)	• Einheit, • Ideologie, • Anpassungsdruck
Ethno-nationalistischer Krieg	Auf gleichem Territorium zwei Gewaltmonopole, Sezession, Minderheit, Monopolschwächung, Autonomiebestreben (ausschließend)	• Ethnische und nationale Säuberungen
Terror	Der Status der Beteiligten ist nicht mehr klar definierbar: Ideologisch – weltanschauliche Täter in koordinierten Gruppen mit Bereitschaft zu großer Schadenswirkung (Aum-Sekte, 11. September 2001) und Bereitschaft zum Selbstmord. Dies setzt die Hemmschwelle zum Einsatz von ABC-Waffen herunter, da selbstgefährdender Umgang kein Hinderungsgrund des Handelns mehr darstellt	• Staatliche Prävention und sog. Friedensmissionen, • Nicht staatliche, politisch motivierte Gewalt (Bomben, Attentate) einzelner in Gruppen zu Zwecken der Solidarisierung, der Destabilisierung, • Entlarvung des „Systems“ (RAF), • Herstellung von Gerechtigkeit, • Systemwechsel • Separation, Autonomie
Privatkrieg	Ohne politisches Programm, Armeen als Unternehmen, Privatisierung des Gewaltmonopols. Mafiöse Strukturen, substaatliche Organisation, War Lords (Sierra Leone, Angola, z.T. Palästina, Afghanistan u.a.)	• Private Bereicherung • Psychologisch motivierte Gewalt ohne politischen Hintergrund • Amoklauf einzelner Personen, der sich auch aber auf Gruppen übertragen kann

[11] Nach Rinke, Schwägerl (2012), Nielebock (2004).

[12] Zum Begriff Krieg im Zusammenhang mit Terrorismusbekämpfung Rinke, Schwägerl (2012) sowie den Beitrag von D. Azcellini zur Privatisierung militärischer Aufgaben auf der wissenschaftlichen Jahrestagung der Gesellschaft für Technikgeschichte »Technik im Krieg« vom 5. bis 7. Mai 2005, Deutsches Technikmuseum, Berlin.

Abbildung 3: Tabelle 1: Neue Typologie von Kriegen.[11]

Sowohl der Terrorismus selbst als auch der sogenannte internationale Kampf gegen den Terrorismus kennen keine Territorialität, keine Kriegserklärung und keine Unterscheidung zwischen der kämpfenden Truppe, den Kombattanten, der Partisanen oder Zivilisten mehr. Es ist fast nicht mehr möglich, zwischen den Opfern in der Zivilbevölkerung und den gefallenen Soldaten zu unterscheiden – die Grenzen sind nicht mehr definierbar. Diese neue Form von Krieg[12] erweist sich als eine interessegeleitete gewaltsame Auseinandersetzung unter Verletzung der vor dieser Auseinandersetzung noch bestehenden Vereinbarungen, also unter Konsensbruch und Verachtung von gegenseitigen legitimen Interessen. Diese Formen zeigen noch viel deutlicher als alle national oder territorial getönten Begründungsideologien die Herrschaft der Interessen und der

zynischen Kosten- und Aufwandsabschätzungen der entsprechenden Parteien bei der Durchsetzungen ihrer Interessen.[13] ||

Dabei wird um Interessen und nicht nur um Identitäten gekämpft, um Machtverhältnisse und nicht um Institutionen, es geht um Zugang zu Ressourcen, Märkten und finanziellen Einflussphären und nicht um Heimat, Volk oder Vaterland.[14] Die letzteren der Begriffe in der genannten Aufzählung können daher als täuschendes emotionales oder propagandistisches Beiwerk auch weggelassen werden. Wir können uns – gerade in modernen Krisen, die man im Zeitalter der Globalisierung als lokale Weltbürgerkriege bezeichnen könnte – auf die Frage konzentrieren, warum in solchen, näher ausdifferenzierenden antagonistischen Situationen die Wahrheit auf der Strecke bleibt. Ist dies der Fall aufgrund der abgründigen Bösartigkeit des Menschen, oder gibt es vielleicht immanente Gründe, weshalb es für alle Beteiligten in solchen Situationen ratsam ist, mit der Wahrheit nicht allzu freizügig umzugehen? Meine Vermutung wird sein, dass die Technik bei der Beantwortung dieser Fragen eine wichtige Rolle spielen könnte.

Seit dem Ersten Weltkrieg spricht man von Materialschlachten – dies deutet einen Sprung in der Technisierung der Kriegesführung an. Den Schritten der Benutzung von Kraftmaschinen (von der Faust zum Schwert oder zur archimedischen Schleuder) folgt über die Mechanisierung durch die Benutzung externer Energie (Gewehre, Kanonen, Geschütze, Bomben etc.) die Automatisierung (Kybernetik der Zielfindung). Nun geht der Schritt zur Informatisierung: Nicht nur der Computer hält Einzug in die Militärtechnik (deren Kind er ja teilweise ist), sondern Information selbst wird zur Waffe. *Command, Communication and Control* sind nun die entscheidenden Größen. Der schon sichtbare Schritt der Biologisierung der Technik (z. B. in der Nano-Technik) hat schon einen Namen in der Kriegstechnik: Bio-Waffen. Das sind nicht nur lebensvernichtende Giftstoffe, Bakterien und Viren, sondern auch möglicherweise in Zukunft Stoffe und Organismen, die das Verhalten des Gegners bis hin zur genetischen Ausstattung als seiner Lebensbasis zu verändern vermögen. Auch die Psychologisierung deutet sich an, nämlich Mittel und Wege zu finden, die Motivation des Gegners zu Angriff oder Verteidigung anzugreifen und zu verändern, indem man seine psychische Ausstattung manipuliert oder gar verändert.

Spätestens beim Schritt der Informatisierung wird man die Frage nach der Wahrheit im Krieg nicht mehr im Begriffsraster der Opfermetapher stellen können.

2 Exkurs über die Wahrheit

Wenn wir über Krieg, Technik und Wahrheit reden, dann kann die Philosophie aus der Geschichte dieses Begriffes wohl etwas beitragen. Die Frage nach der Wahrheit ist nicht nur als Frage zu verstehen, was nun wirklich der Fall ist, sondern nach dem, was die Bedingungen dafür sind, dass Sätze oder mentale Vorstellungen wahr sein können. Der Begriff wurde immer auch emphatisch gefasst – die wahre Kunst, das wahre Glück, der wahre Jakob – diese Bedeutung lassen wir hier beiseite. Wir zeigen nur zwei hauptsächliche Vertreter der Wahrheitstheorien, soweit dies für unsere Zwecke ausreicht.[15]

[13] Die Globalisierung bewirkt ein Verschwinden der Hegemonialkriege, die ursprünglich hegemonial-zyklisch auftraten. Durch die Ent- oder Transnationalisierung von Kapital fällt der Hegemon weg. Verschärfte Wettbewerbsfragen um die Attraktion der produktivsten Gewerbestandorte führen zu Dumping bei Steuer, Sicherheitsvorschriften, Ökologie und innerer wie sozialer Sicherheit. Die daraus resultierenden Defizite und Migrationsbewegungen von Gewerbe, Arbeitsmarkt und Kapital sind militärisch nicht regelbar. Es wird daher Globalisierungsgewinner und Globalisierungsverlierer geben. Letztere rechnen Fachleute zu den künftigen Brutstätten des Terrors. Die »kleinen Kriege« nehmen zu (Daase 1999), die Privatisierung der Gewalt schreitet voran, wenn sich die staatlichen Macht- und Gewaltmonopole sich durch Steuerdumping auflösen und der Staat keine Sicherheit mehr gewährleisten kann. Es gibt schon jetzt in weiten Teilen der Welt ein wirtschaftliches Interesse an der Weiterführung von gewalttätigen Konflikten.

[14] Damit ist auch die platonische Unterscheidung von Krieg und Zwist häufig. »Mir scheint, daß Krieg und Zwist, wie sie diese zweierlei Benennungen haben, so auch zweierlei Begriffe sind und zweierlei Arten von Streit bedeuten; ich meine nämlich die beiden, einerseits das Zusammengehörige und Verwandte, andererseits das Auswärtige und Fremdländische: Feindschaft von Zusammengehörigem nennt man Zwist, die des Auswärtigen aber Krieg.« Platon: *Der Staat*, 5. Buch, 470 b. Zit. nach Digitale Bibliothek Band 2: Philosophie, S. 674 f. resp. nach Platon-SW Bd. 2, S. 189–190.

[15] Einen Überblick über Wahrheitstheorien geben Puntel (1983, 1987). Skirbeck (1977).

2.1 Theoretische Bestimmung: Kohärenz und Korrespondenz

Die gängigste Bestimmung der Wahrheit ist eine Relation: Sie bezeichnet eine Beziehung zwischen Satz und Tatsache.

Im Griechischen wird Wahrheit als Unverborgenheit (*ἀλήθεια*) gedacht – d. h., es gibt etwas, auf das sich die Aussage bezieht, und der Gegenstand der Aussage ist letztlich – platonisch gedacht – ein Abbild einer Idee. Die Teilhabe an dieser Idee, durch die erst die Einsicht in das Wesen des Gegenstandes möglich ist, ermöglicht es dem Sprechenden, einen wahren Satz über diesen Gegenstand zu sagen.

Mehr an der Praxis orientiert sich der byzantinische Wahrheitsbegriff: Es ist die Wahrheit, die nützt und der Situation angemessen ist. Dies findet sich wieder in den zwei russischen Begriffen Prawda (правда) und Istina (истина).[16]

Die modernen Wahrheitstheorien unterscheiden heute zwischen der Korrespondenztheorie und der Kohärenztheorie. Wahrheit ist die Übereinstimmung von gedanklichem Inhalt und der Tatsache – *adaequatio intellectus et rei*. Sie stammt aus dem Mittelalter von Thomas von Aquin[17] und meint damit, dass man eine Tatsache erkennen und diese Erkenntnis mit dem Inhalt eines Satzes überprüfen kann, der diese Tatsache ausdrückt. Die Kritik an diesem Wahrheitsbegriff ist so alt wie der Vorschlag von Thomas von Aquin selbst.

Die Kohärenztheorie geht davon aus, dass wir immer nur über mentale Repräsentationen von Tatsachen verfügen, die wir im Allgemeinen durch Sätze ausdrücken. Somit stellt ein Vergleich von Erfahrung und Satz letztlich immer ein Vergleich von Erfahrungssätzen untereinander und mit anderen Sätzen dar. Wahr ist dann ein Satz, wenn er sich kohärent mit den anderen Sätzen zusammenfügen lässt – also eine Übereinstimmung eines Satzes über einen Sachverhalt in der Welt mit seinem theoretischen Kontext, der ebenfalls durch Sätze ausgedrückt wird.

2.2 Die Lüge

Harald Weinrich hat in seinem Buch aus den 50er Jahren »Zur Linguistik der Lüge«[18] die Lüge als den Betrug mit sprachlichen Mitteln bezeichnet. Im Hinblick auf die verschiedenen Wahrheitsbegriffe, wie sie oben erwähnt wurden, erhält man auch entsprechend korrespondierende Begriffe der Lüge (siehe Tabelle 2).

Wahrheitsbegriffe	Kriterium	Lüge durch
Unverborgenheit (gr.)	Vorhandenheit	Satz sagt etwas über Nichtvorhandenes aus
Nützlichkeit (byzantinisch)	Zuhandenheit und Vorhandenheit (Instrument)	Satz verstößt gegen die Nützlichkeit des Vorhandenen und des Zuhandenen (je nach Situation)
Korrespondenz	Realität (Objektgefüge)	Satz gibt die Tatsachen nicht wieder
Kohärenz	Theorie (Satzgefüge)	Satz widerspricht der Theorie

Tabelle 2: Lüge und Wahrheit

[16] Es gibt im Russischen zwei Begriffe für Wahrheit: Prawda (правда) bezeichnet zum einen die ehemals kommunistische Tageszeitung und den Wahrheitsbegriff, der eher dem Korrespondenzprinzip zugehört, also die Übereinstimmung von Satz und Tatsache, wobei im kommunistischen Regime das, was Tatsache ist, eben das ist, was Tatsache zu sein hat. Istina (истина) bezeichnet eher den Wahrheitsbegriff im Sinne einer Kohärenztheorie, d. h., ob das Gesagte mit den Zielen des Daseins und Gemeinwesens im Ganzen übereinstimmt. Wenn der Begriff der Tatsache auf das Gewollte reduziert wird, fallen beiden Begriffe mehr oder weniger zusammen. Sarkasyans (1955).

[17] Thomas von Aquin: De veritate (1986).

[18] Weinrich (1966).

Aus der Tabelle 2 ist ersichtlich, dass die Lüge im Sinne eines absichtlichen Vermeidens der Wahrheit immer durch einen Gegensatz bestimmt ist, welcher Wahrheitsbegriff auch immer verwendet wird. Den Lügenbegriff von Harald Weinrich kann man erweitern im Sinne einer Kommunikationstheorie. Die Lüge im Krieg besteht dann in der Täuschung über die Wahrheit, also darüber, was vorhanden ist, was nützlich sein könnte und wie es wirklich ist. Die kommunikativen Mittel werden so gewählt, dass sie der Intention der Täuschung dienlich sind. Dazu gehören die bewusste Abwahl des Kontextes durch bewusstes Induzieren falscher Interpretationsvoraussetzungen bis hin zur schlichten Behauptung der Unwahrheit im repetitiven Modus.[19]

Konstituierend für die Lüge, und das macht diesen Begriff auch für die moralisierende Bewertung zugänglich, ist die Intention der Täuschung. Unbeabsichtigte Täuschungen sollen hier nicht betrachtet werden.

Gibt es ein Recht zu lügen? Kant verneinte diese Frage in seinem berühmten Aufsatz[20], Schopenhauer bejahte dagegen dezidiert:

»In allen Fällen, wo ich ein Zwangsrecht, ein vollkommenes Recht habe, Gewalt gegen Andere zu gebrauchen, kann ich, nach Maßgabe der Umstände, eben so wohl der fremden Gewalt auch die List entgegenstellen, ohne Unrecht zu thun, und habe folglich ein wirkliches Recht zur Lüge, gerade so weit, wie ich es zum Zwange habe.« [21]

Es ist auch ein formaler, und damit im Bereich der Informatik angesiedelter Versuch zu nennen – der Logik der Ausnahmen (Default-Logik) gelingt es, auch die Lüge zu formalisieren.[22] ||

2.3 Die Auflösung des Wahrheitsbegriffs

Nicht erst in kriegerischen Situationen scheint sich phänomenologisch der Wahrheitsbegriff aufzulösen, weil die Wahrheitskriterien in das Nachprüfen der Vorhandenheit oder die Beobachtung der Realität aus der Verfügbarkeit über eine Theorie durch die Situation zu schwinden beginnen. Auch in der Philosophie und der Wissenschaft befindet sich der Wahrheitsbegriff seit Beginn des 20. Jahrhunderts in einer gewissermaßen analytischen Auflösung.

Die Ergebnisse der analytischen Wissenschaftstheorie, die gerade durch die Arbeiten von Karl Popper (1993, 2002) stimuliert worden sind, hatten die Neigung verstärkt, eine objektiv existierende Realität nur als hypothetische anzunehmen, der man sich sowieso nur approximativ in der Forschung nähern könne. Dies löste den Begriff der absoluten Wahrheit auf zugunsten einer approximativen Wahrheit, die nie vollendet erreicht werden könne.

Die Postmoderne verstärkte diesen Trend, allerdings nicht aus analytischen Überlegungen heraus, sondern durch eine unverhältnismäßige Verlängerung der Kohärenztheorie, indem sie naturwissenschaftliche Aussagen, beispielsweise ein Lehrbuch der Physik und dichterische Aussagen, beispielsweise die Odyssee des Homer, in gleicher Weise als Texte ansah, deren Aussagegehalt als »große Erzählung«[23] in gleicher Weise gekennzeichnet werden konnten.

[19] Aussage eines Politikers in einer Livediskussion »Und ich sage Ihnen als Politiker, das ist einfach nicht wahr« zu einer Behauptung eines Diskussionsteilnehmers, die er auch durch mitgebrachte Unterlagen stützen kann.

[20] Kant (1838).

[21] Schopenhauer (1977): Die Welt als Wille und Vorstellung, S. 695. Digitale Bibliothek, Band 2: Philosophie, S. 23876; Schopenhauer-ZA Bd. 2, S. 424.

[22] Entscheidet ist dabei die Annahme über das Wissen eines Beobachters, bevor eine bestimmte Äußerung erfolgt. Die Default-Logik macht deshalb die Annahmen über das Szenario zur Voraussetzung. Beispiel: Falls A glaubt, dass B einen Inhalt, sagen wir g glaubt und g ist konsistent mit dem Wissen von A, dann glaubt A auch g. (A glaubt, dass g gilt, wenn B g äußert.) Man kann die Default-Theorie erweitern durch die Aussage, dass überhaupt eine Äußerung gemacht wurde, oder um Metaaussagen darüber, wer wen beobachtet. Mit der Default-Theorie können Lügen modelliert werden, z. B. B äußert g, woran er nicht glaubt, A ist jedoch nicht in der Lage, diese Lüge zu entdecken, indem er g nicht nachprüfen kann oder will (Perrault (1990).

[23] Der Begriff *grands récits* wurde von Jean-François Lyotard in die Diskussion eingeführt. Lyotard (2012).

Diese Auflösung führte zu einer heftigen Gegenbewegung der naturwissenschaftlichen Seite.[24]

[24] Paradigmatisch dafür die sogenannte Sokal-Affäre; siehe auch Sokal, Bricmont (1999).

[25] Foerster, Pörksen (1998), S. 32.

[26] Watzlawik (2019), S. 221.

Ein davon wohl zu unterscheidende Auflösung des Wahrheitsbegriffes geschah durch die Vertreter des Konstruktivismus. Sie gehen davon aus, dass der Mensch in seiner kognitiven Ausstattung sich lediglich ein Modell der Welt aus den Sinnesdaten errechnet, dessen Validität bzw. Objektivität er prinzipiell nicht überprüfen kann. Damit ist auch ein Beweis für die Existenz einer objektiven Realität für den Konstruktivismus ausgeschlossen. Das Modell der Welt, das sich der Beobachter der Welt aus den Sinnesdaten »errechnet«, führt zu einer Verhaltensweise, die entweder erfolgreich oder nicht erfolgreich ist. Über die Wahrheit als einer Beziehung zwischen mentalen Inhalten und einer objektiven Realität kann von daher nicht ausgesagt werden.

Eine Konsequenz dieses radikalen Konstruktivismus ist ethischer Art: Angesichts dieses Umstandes kann man nicht von Wahrheit sprechen, wer danach immer noch Wahrheitsforderungen im Munde führt, tut dies in unlauterer Absicht.

Dieser Gedanke ist von Heinz von Foerster radikalisiert worden – er stellt sogar eine direkte Beziehung zum Krieg her:

»Der Begriff Wahrheit bedeutet Krieg. (...) Er erzeugt die Lüge, er trennt die Menschen in jene, die recht haben, und jene die im Unrecht sind. Wahrheit ist, so habe ich einmal gesagt, die Erfindung eines Lügners. (...) Wenn der Begriff der Wahrheit überhaupt nicht mehr vorkäme, könnten wir vermutlich alle friedlich miteinander leben.«[25]

Dagegen der Psychologie Paul Watzlawik:

»Keineswegs; eine solche Behauptung wäre Unsinn. Selbstverständlich gibt es Wahrheitsansprüche in einem religiösen Sinn, die ganz und gar keine terroristischen und gewalttätigen Konsequenzen haben. Es geht nur um jene Ideologen, die festgestellt zu haben meinen, wie die Menschheit organisiert sein müsse, um den endgültigen Glückszustand zu erreichen und die ewige Wahrheit zu verwirklichen.«[26]

2.4 Mit Wahrheit lügen

Ob man nun diesem Auflösungsversuch des Wahrheitsbegriffes zustimmt, und je nachdem, welchen der Wahrheitsbegriffe in Tabelle 2 man präferiert, so ergeben sich doch immer Möglichkeiten, auch mit der Wahrheit zu lügen.

Das Tarnen und Täuschen im Kriege wird besonders hinterlistig, wenn man als Lügner gilt – und dies ist im Krieg ja offensichtlich die Regel – und dem Gegner, in welcher Weise auch immer, durch Verhalten oder durch Sprache oder durch umgedrehte Agenten den tatsächlichen Sachverhalt kommuniziert. Die Möglichkeit des mehrschichtigen Verhaltens, die bewusste Ausnutzung des Umstandes, dass die Kette »was er wohl glaubt, was ich glaube, was er weiß ...« ist typisch für eine Art von antagonistischen Situationen, die man durch ihre mathematisch-analytische Beschreibung zwar nicht auflösen, aber dennoch sehr genau beschreiben kann.

Die These wird also sein, dass es Situationen gibt, in denen selbst die Wahrheit zur Lüge wird, weil die Kriterien für die Wahrheit durch eben diese antagonistische Situation nicht mehr gegeben sind.

Ein Beispiel für eine solche Situation ist die Rolle des Journalismus in der Kriegsberichterstattung in den Medien. Man kann sich fragen, warum hier die Wahrheit auf der Strecke bleibt, ja bleiben muss.

Im idealen Fall gibt es zwischen zwei Gegnern A und B und dem Berichterstatter über den Konflikt eine Dreiecksbeziehung, wobei der Abstand des Berichterstatters als Metapher für Parteilichkeit zwischen den beiden Gegnern gleichbleiben sollte (Abb. 1).

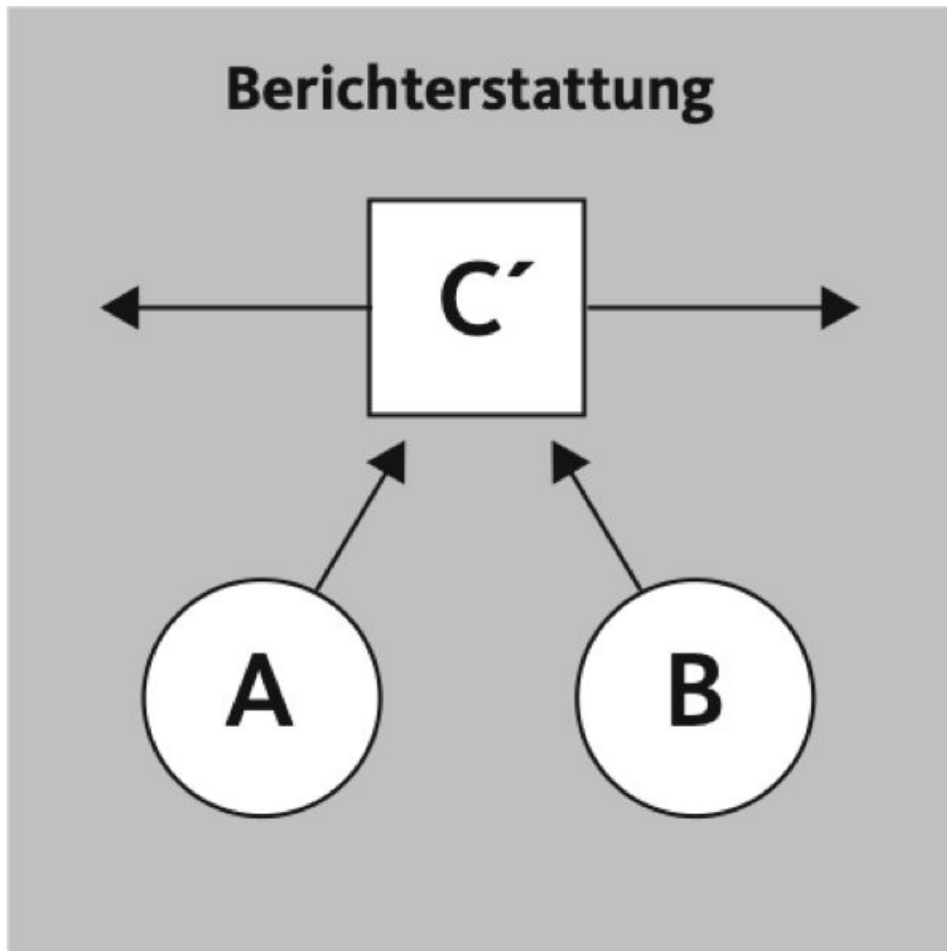


Abbildung 1: Symmetrische Beziehung zwischen Parteien und Berichterstatter ||

Sobald die Berichterstattung sich »näher« auf den einen als auf den anderen der beiden Gegner einlässt, induziert dies eine Teilung der Berichterstatter in pro und kontra. Im Extremfall ist dies der eingebettete »Berichterstatter« A' und B' (*embedded*), der vermöge der technischen Möglichkeiten vor Ort nur von einer Seite aus berichten kann. Damit verdoppeln sich die antagonistischen Seiten, d. h., die Berichterstattung wird Teil der Kampfstrategie der beiden Gegner (siehe Abbildung 2).

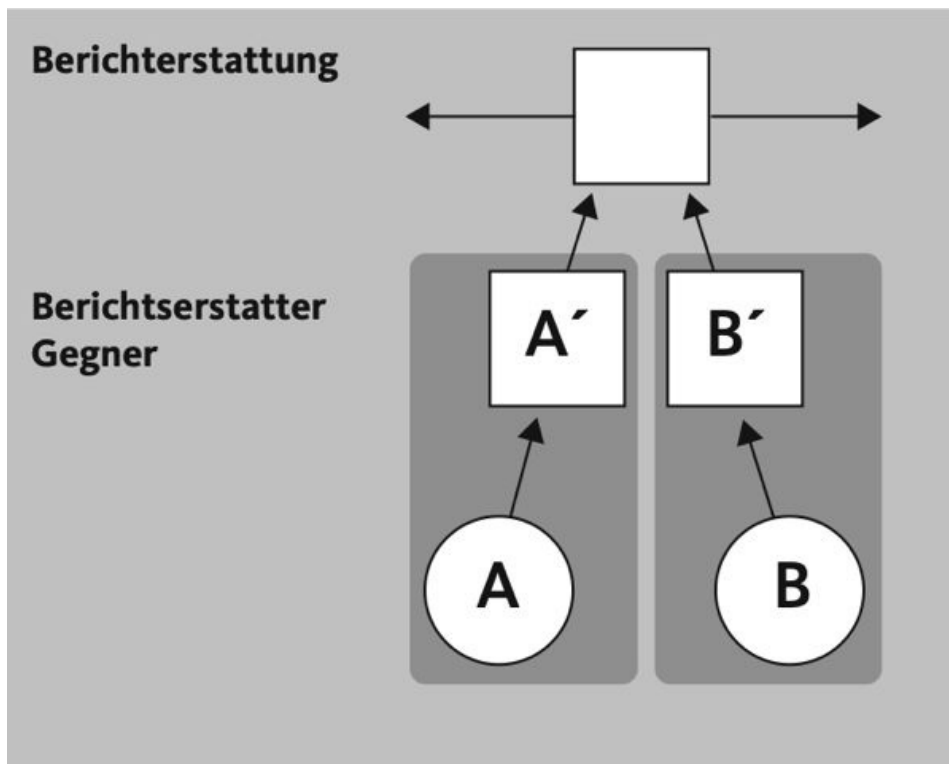


Abbildung 2: Embedded Reports: Der Gegner A informiert ausschließlich den eingebetteten Berichtserstatter A' ebenso der Gegner B den Berichtserstatter B'. Die Berichterstattung besteht dann aus zwei antagonistischen Teilen, die kein Urteil über den Wahrheitsgehalt mehr erlauben.

Es ist zu befürchten, dass jeder weitere Versuch, einen Berichtserstatter zu installieren, der von beiden Seiten gleich weit »entfernt« ist, zu einer Vereinnahmung der einen oder der anderen Seite führt und es daher in der Regel nur sehr kurzfristig möglich ist, eine halbwegs äquidistante Berichterstattung zu installieren (siehe Abbildung 2).

Die durch eine Falschmeldung induzierte öffentliche Reaktion oder Meinung ist entscheidend für die Unterstützung der eigenen Strategie (z. B. für das Billigen der Gelder durch das Parlament). Als Nebeneffekt soll sie den Gegner desavouieren, dessen unterstützendes Umfeld geschwächt werden soll. Die Funktion solcher Meldungen, sei es die Gräuelpropaganda, um die schlechte Absicht des Feindes durch seine bereits durchgeführten Missetaten zu belegen, sei es die angeblich edlen Gründe zur Begründung des Krieges, benutzt die Wirkung der Information über die Medien als Bestandteil der Strategie im Konflikt. Ihre Effektivität liegt in der Suggestivität der Botschaft begründet, sofern sie auf eine Resonanz bei den schon bestehenden Vorurteilen und Wünschen treffen. Diese verschärfte Anhängigkeit von den Medien (Medialität) könnte nur dann zu einer befriedigenden Distanz der Beurteilung des Geschehens führen, wenn die beiden Gegnern die technischen Kommunikationsmittel nicht verfügbar hätten oder sie einer unparteilichen Kontrolle unterworfen werden könnten. Genau das Gegenteil ist aber der Fall.

Darüber hinaus kommen Fälschungsmöglichkeiten, die durch die modernen Technologien dramatisch angestiegen sind. Man denke nur an die durchsichtigen Versuche der Stalin-Retusche an Photographien im Vergleich zu den heute inszenierten elektronischen Schlacht- und Trefferszenarios, die das Kriegs-

geschehen wie ein Videospiel aussehen lassen. Die Vertrauenswürdigkeit und Sicherheit bei der Datenübertragung ist heute ein eigenes Gebiet der Informatik geworden.

[27] Ropohl (1979 ff.).

[28] C. F. von Weizsäcker (1988), S. 129 f.

Der quasiobjektive Charakter der Information, der durch mediale Indikatoren vermittelt wird, suggeriert: Bilder lügen nicht. Die Täuschungsabsicht, die große mediale Lüge, wurde nicht erst im Irakkrieg, sondern auch schon seit dem Golfkrieg Anfang der 90-er Jahre diskutiert.

Ein paar Fragen seien gestattet: Die eingebetteten Berichterstatter sollen berichten über das, was die militärische und politische Führung will, dass wir daran glauben. Gehört der Diskurs über den Krieg, besonders eben der internationale Diskurs, genauso zum Kalkül der Kriegsparteien wie der eigentliche Waffengang? Oder anders: Warum nicht nur »information warfare« und stattdessen die Kanonen verrosten lassen – zumindest wäre das Leid geringer. Vielleicht eine naive Frage, aber der Gewalt geht in der Kommunikation seit alters her ein homerisches verbales Kräfteressen voraus. Kann man einem solchen Diskursverlauf ansehen, ob sie homerisch ist, also möglicherweise kriegerisch enden wird?

3 Technik und Konflikt

Suchen wir uns im Krieg die Technik aus, die die Wahrheit am besten verschleiern hilft?

Erst Technik hat es ermöglicht, vom unmittelbaren Kampf, in dem die Muskelkraft, d. h., der physisch Stärkere entscheidet, zu einem instrumentell vermittelten Kampf zu kommen: Nun wird die Gewaltausübung an die Technik delegiert. Dies führt zum Zwang, die technischen Möglichkeiten des Gegners zu schwächen oder zu zerstören und die eigene Technologie hierfür weiterzuentwickeln.

Der formale Technikbegriff, der im griechischen *τεχνη* ebenso steckt, und der materiale Technikbegriff, der sich auf Apparate, Instrumente und Geräte bezieht, ist durch den Technikbegriff mittlerer Reichweite, sowie er von Günther Ropohl vorgeschlagen wurde, zusammengeführt worden.[27] Zur Technik gehören in diesem Sinne nicht nur die Apparatur, sondern ihre Herstellung, ihre Verwendung, bis hin zu ihrer Entsorgung samt den dazugehörenden einbettenden sozialen, ökonomischen und ökologischen Systemen, die auch die Ziele der Verwendung von Technik einschließen.

Die Definition, Technik als Schaffung von Mitteln für freigehaltene Zwecke zu sehen,[28] ist noch selbst etwas instrumentalistisch, trotzdem zeigt sie die Möglichkeit von Technik im Krieg bereits an: *si vis pacem, para bellum* (Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor). Diese Vorbereitung ist heute eine überwiegend technische. ||

3.1 *τεχνη* als Kriegslist

Die Bedeutung des Begriffs der *τεχνη* als Kriegslist verweist darauf, dass Handlungen, die zur Durchführung von Gewaltakten, zu ihrer Vorbereitung und zur

Optimierung oder Schwächung ihrer Folgen verwendet werden, technischer Art sind und der Zweck-Mittel-Relation unterliegen. Technik erleichtert und erschwert die gewählte Option, da jede Technik – wie man aus der Logik technischer Aussagen weiß –, die funktioniert, auch verhindert werden kann.[29]

[29] Harz (2007).

[30] Heidegger (1962): Die Technik und die Kehre.

[31] Heidegger (1967): Sein und Zeit, S. 358.

Die Kriegslist ist aber nicht nur instrumentell zu denken, sondern auch wahrheitstheoretisch: Die List einer Handlung entzieht dem Betroffenen die Möglichkeit, die Intention dieser Handlung richtig zu interpretieren oder gezielt eine falsche Interpretationswahl zu treffen. Dies gilt sowohl für direkte Handlungen wie für Kommunikationsprozesse. Damit hilft Technik mit, Intentionen in antagonistischen Situationen zu verbergen. Und da in jeder Situation die Verhinderung angelegt ist, gibt es auch immer wieder die erfolgreichen Versuche, dieses Verbergen aufzuheben, die List zu durchschauen und sie durch eine Gegenstrategie zu durchkreuzen.

Kommt Technik »mit ins Spiel«, kann sie die Spielcharakteristik und damit die Ladung der Gewinnmatrix verändern und genau dazu wird sie auch benutzt.

Das Täuschen des Gegners über das Spektrum der eigenen Optionen (z. B. Glauben machen, man hätte welche, oder verbergen, welche Optionen man hat) wird durch verfügbare Technik erleichtert. Technik erweitert und optimiert bekanntlich Optionen, deshalb muss Technik im Krieg geheim gehalten oder vorgegaukelt werden. Der Gegner nimmt – Erfolgsfall der Täuschung – die Berechnungen seiner Gewinnfunktion dann noch aufgrund der alten bekannten Option vor. Die Absicht ist klar: Der Gegner soll sich verrechnen, und damit eine Option wählen, die nachteilig für ihn ist.

Ein weiteres wäre das Täuschen des Gegners über die Definition der Gewinnfunktion, was der Täuschung über die Kriegsziele entspricht. Damit sollen dem Gegner die Möglichkeiten genommen werden, eine realistische Abschätzung der eigenen Gewinnfunktion durchzuführen. Gelingt dies, dann werden zwei nicht identische Spiele gespielt – die Frage »Was wird hier eigentlich gespielt« ist dann nur allzu berechtigt.

All dies steh aber noch unter der Voraussetzung, dass vom Gegner angenommen wird, dass er – in seinem Kontext – die Bestimmung seiner Gewinnfunktion einer rationaler Berechnung unterwirft. Dies ist beim Terrorismus vielfach nicht mehr der Fall.

3.2 Technik als Wahrheit

Dies scheint im merkwürdigen Gegensatz zu Heideggers Wahrheitsauffassung zu stehen, wonach das Wesen der Technik die Unverborgenheit, die *ἀλήθεια* darstelle.[30] Das Werkzeug hat einen instrumentellen Charakter, und durch den dadurch möglichen technischen Umgang mit der Natur gelingt es, der Natur etwas zu entreißen. Dadurch wird das Entborgene, das der Natur entrissen wurde, zu einem Instrument, das zu einer bestimmten Problemlösung benutzt werden kann. Dies kann derjenige, der die Natur so stellt, erkennen. Damit wird aber auch das, was ist, nämlich die Natur, insofern ihr in der Technik so erschließend begegnet wird, zu einer Quelle der Erkenntnis darüber, was in der Natur möglich ist.[31]

Hat Technik also etwas Kriegerisches, weil sie den Kampf gegen die Natur als Urbild nimmt für den möglichen Kampf gegen die Menschen? Hat dann der Krieg immer etwas Technisches?

[32] Heidegger (1962), S. 25.

Der Mensch kann nach Heidegger gar nicht anders als technisch handeln, es gehört zu seinem Wesen – das Wesen des Gestells als Wesen der Technik bringt zum Ausdruck, dass es eine unaufhebbare Ambivalenz von Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit gibt. Und so ist der Mensch in Gefahr »*nur das im Bestellen Entborgene zu verfolgen und zu betreiben von daher alle Maße zu nehmen*« [32].

Wenn das Gestell bei Heidegger die Wahrheit ist, also die Entbergung des Gestells das Unheimliche ist, im Sinne von nicht mehr heimlich zu sein, ist dann die Verhüllung die eigentliche Perversion? Ist der Krieg wegen des unvermeidlich technischen Handelns des Menschen dann auch unvermeidlich?

Man könnte dies so interpretieren, dass die Technik gerade im Krieg klar macht, was die andere Seite möchte: Die Paraden, die Aufmärsche, also all das, was die Aufrüstung geleistet hat. Man zeigt seine Waffen. Aber das ist nur eine Seite der Technik – denn es gibt noch eine gewisse Unverfügbarkeit, die sich in der technischen Unmöglichkeit und in technischen Fehlern äußert. Waffen können versagen, Technik kann scheitern. Über ihre Imperfektion aber schweigt die Inszenierung der gegenseitigen Drohungen. Und damit kann mit dem Zeigen der Technik nicht nur die Wahrheit gesagt werden, sondern eben auch der Betrug vonstatten gehen. ||

3.3 Technik als Strategie

Die Spieltheorie hat gezeigt, dass die jeweiligen Handlungsoptionen bei einem antagonistischen Konflikt, wie sie als Situation in Kriegen auftauchen, in der Regel technisch vermittelt sind. Jede Weiterentwicklung von Technik erweitert diese strategischen Optionen. Dies ist mit ein Grund, weshalb Kriege im Allgemeinen und deren Vorbereitungsphasen zu Kriegen im besonderen Beschleuniger der technologischen Entwicklung sind. Die Strategiewahl selbst bleibt technizistisch, wenn sie sich ausschließlich an der Gewinnmatrix in der Normaldarstellung eines Spieles, wie wir es mathematisch formuliert haben, ausrichtet. Die Entscheidung darüber, ob Krieg zu führen ist oder nicht, kann auf diese Weise sowieso nicht gefällt werden. Die Entwicklungsschritte, die Gewaltausübung an die Technik zu delegieren, der Künstlichen Intelligenz Strategieentscheidungen zu überlassen, bis hin zur Delegation der Entscheidung, ob überhaupt sich ein Konflikt als lohnend erweist oder nicht, scheinen folgerichtig zu sein, weil sie der Technisierung unserer Lebensvollzüge entsprechen. Macht ist ein Humanum, und Gewalt kommt bei Machtausübung leider aber meistens vor. Gewalt stiftet zwar oft neue Machtverhältnisse, wenngleich in der Regel nicht auf Dauer. Es entspricht jedoch einer tiefgreifenden Dehumanisierung, wenn die Kontrolle über die Gewalt und damit auch die Entscheidung zur Gewaltausübung an technisch vermittelte Prozesse oder gar an technische Agenten delegiert wird.

Gleichwohl verbleibt dem Historiker die Aufgabe, die wahren Kriegsziele der jeweiligen Gegner aus dem Verlauf und den Dokumenten zu rekonstruieren.

Dabei wird die Technik, die entwickelt und verwendet wurde, wichtig, um diese Ziele zu rekonstruieren, gerade auch bei geheimen oder vorgetäuschten wie auch offen demonstrierten Entwicklungen. So ließ Saddam Hussein seine Gegner bezüglich der Existenz von Massenvernichtungswaffen im Unklaren und ebenso aus einem gewissen Stolz auch seine eigenen Landleute. Zeigen und Verstecken sind deshalb bei der Rekonstruktion von Kriegszielen ebenso heranzuziehen. Dass Sadam Hussein über keine Massenvernichtungswaffen verfügte, zeigt dann den gedoppelten Bluff auf beiden Seiten, da die USA dies wusste, aber der Weltöffentlichkeit falsch darstellte.

[33] Ropohl (2002).

[34] Schumpeter (1961).

Wohl alle oben genannten Irreführungsmöglichkeiten lassen sich in der Geschichte der Kriege auch *post festum* feststellen. Selbst Dolchstoßlegenden – wir hätten es geschafft, wenn nicht ... – können dann durch eine sorgfältige technikkgeschichtliche Analyse widerlegt werden.

3.4 Technik und ihre Aufhebung durch Gewalt

Die Gewalt, die von Maschinen in technisierten Kriegen ausgeübt wird, ist nicht nur eine Gewalt gegen Personen, sondern auch eine Gewalt gegen Sachen und damit auch gegen die jeweiligen technischen Einrichtungen des Gegners. Das Schwert zerbricht, die Waffe wird stumpf, der Bunker wird bombardiert, der Leitstand durch einen gezielten Schlag »enthauptet«. Technik, die zur Gewaltausübung eingesetzt wird, hebt sich damit tendenziell selbst auf. Die Metapher, dass wir uns möglicherweise »in die Steinzeit zurückbomben« spricht dieses Verhältnis an. Auch hier bleiben ein paar Fragen übrig:

Wenn Technik im Krieg nicht nur in formaler Interpretation des Begriffs eine Rolle spielt, sondern auch in materialer Hinsicht, wenn also neue Techniken eher Krieg auslösen können als alte Technologien, wenn Technisierung und deren Innovationschübe letztlich eine Form von Kapitalisierung darstellt,[33] dann kann man den Verdacht hegen, dass Kapitalinteressen schon immer Kriege ausgelöst haben. Die Bedingungen hierfür liegen auf der Hand: Wenn die Verwertung des Kapitals in der Finanzierung der Zerstörung und der anschließenden Finanzierung des Aufbaus geeigneter erscheint als die Investition in Wachstum und Progress, d. h., wenn der Krieg Teil der »schöpferischen Zerstörung« wird.[34]

Im Ersten Weltkrieg und davor konnte man Kriegsanleihen zeichnen. Man kann durchaus einen Gewinn daraus ziehen, dem anderen den Willen aufzuzwingen. Das weltweite Investitionsgebaren scheint nach der Devise zu verfahren: Wenn andere Verwertungsmöglichkeiten ungünstig erscheinen, dann ist es eine Option, Zerstörung finanzieren, um danach den Aufbau wieder finanzieren zu können. Das gibt – zumindest aus der Vergangenheit – erfahrungsgemäß hohe Renditen. Damit setzt sich global das fort, was jeder Ökonom weiß, dass nämlich Schulden eine Praxis ökonomischer und unöffentlicher politischer, d. h. privatisierter Herrschaft sind. ||

4 Ausblick: Friede und Wahrheit

»Frieden machen kann nur, wer friedlich ist.« Dieser Spruch der Friedensbewegungen aller Welt zielt auf das Verhältnis zwischen den Bedingungen eines äußeren politischen oder militärischen Friedens und den individuellen Befindlichkeiten und Zuständen, die man als innerer Friede bezeichnen könnte.

»Ein Friede ist der Leib der Wahrheit«, sagt C. F. von Weizsäcker.[35] Unter Wahrheit versteht Weizsäcker die Wahrnehmung einer Wirklichkeit. »Geschichte, wie wir sie kennen, ist Kampf der Wahrheiten.«[36] Der Friede wird hingegen als Möglichkeit gesehen, ohne existenzgefährdende Konflikte leben und die Wahrheiten suchen zu können. Der Leib ist die Metapher für die Realität des Verhaltens. Der Topos vom Leib der Wahrheit ist jedoch schon alt, er stammt, wenngleich aus einem theologischen Zusammenhang, bereits von Anselm von Canterbury (1033—1109).[37]

Weizsäcker wiederholt später in seinem Buch »Garten des Menschlichen« diesen Topos:

»Auch im Umgang eines Menschen mit sich selbst gibt es Frieden und Unfrieden. Auch hier ist der Friede der Leib einer Wahrheit. Hier sieht man sehr gut den begrenzten Wert eines begrenzten Friedens. Jedoch der Mensch lernt (da)zu, er reift; gewisse Einsichten haben ein ihnen natürliches Lebensalter. Wie Goethe schon sagte: »Mensch, so du etwas bist, so bleib doch ja nicht stehn; du musst aus einem Licht fort in das andre gehn!«[38] Dieser Übergang aus einer Einsicht in die andere geschieht selten in Frieden mit sich selbst. Krisen sind daher die übliche Erscheinungsform des Kampfs der Wahrheiten im Individuum. Innerer Friede kann eben sowohl das Glück einer erreichten Einsicht wie die Verdrängung einer beunruhigenden Einsicht sein. Den einen wird man geneigt sein, einen wahren Frieden zu nennen, den anderen einen falschen. Gibt es Kriterien der Wertung?«[39]

Wenn wir im Themenkreis von Technik und Krieg die Frage nach der Wahrheit stellen, dann auch deshalb, weil es als eine Voraussetzung des Vermeidens zukünftiger Kriege angesehen werden kann, die Bedingen der Kriegsentstehung näher zu verstehen. Bei diesen Bedingungen spielt die Technik sicher eine kaum zu unterschätzende Rolle. Ein weiterer wichtiger Faktor ist und bleibt jedoch die psychische Ausstattung des Individuums.

Vielleicht mag es daher als erlaubte Anregung gelten, aus dem Briefwechsel zwischen Albert Einstein und Sigmund Freud, der auf Anregung des Instituts für geistige Zusammenarbeit des Völkerbundes[40] 1932 zustande kam, den folgenden Gedanken wiederzugeben:

»Alles, was Gefühlsbindungen unter den Menschen herstellt, muß dem Krieg entgegenwirken. Diese Bindungen können von zweierlei Art sein. Erstens Beziehungen wie zu einem Liebesobjekt, wenn auch ohne sexuelle Ziele. Die Psychoanalyse braucht sich nicht zu schämen, wenn sie hier von Liebe spricht, denn die Religion sagt dasselbe: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Das ist nun leicht gefordert, aber schwer zu erfüllen. Die andere Art von Gefühlsbindung ist die durch Identifizierung. Alles was bedeutsame Gemeinsamkeiten unter den Menschen herstellt,

[35] Weizsäcker (1977), S. 40.

[36] *ibid.* S. 41.

[37] »Es ist mithin zuerst ein vernunftgemäßer fester Untergrund der Wahrheit aufzuzeigen, das heißt die Notwendigkeit, die beweist, dass Gott zu dem, was wir verkünden, sich erniedrigen musste oder konnte; dann sind, damit gleichsam der Leib der Wahrheit selber mehr erstrahle, jene Billigkeitsgründe wie Bilder dieses Leibes darzustellen.« (Anselm von Canterbury: *Cur Deus homo* (1956))

[38] Dieses Zitat stammt jedoch von Angelus Silesius aus dem Cherubinischen Wandersmann; Silesius (1675), 3. Buch, S. 139, Nr. 232. »Miß dir doch ja nichts zu.«

[39] Weizsäcker (1977), S. 241.

[40] Die Vorgängerinstitution der heutigen UNESCO.

ruft solche Gemeingefühle, Identifizierungen, hervor. Auf ihnen ruht zum guten Teil der Aufbau der menschlichen Gesellschaft.«[41]

[41] Einstein, Freud (1972): Briefwechsel, S. 67–68.

[42] pólemoV bedeutet sowohl Krieg als auch Streit und Zwist. Heraklit, Fragment fr. 53, auch fr. 80. Zit. nach Capelle (1963), S. 135.

Während die Jugendaustauschprogramme und die Friedenserziehung nach dieser Zeit durchaus ein Thema geworden sind, könnte man sich hingegen als ein künftiges Thema überlegen, ob es statt Kriegstechniken auch Friedenstechnologien geben könnte, eine Technologie, die Gewalt kontrolliert, eindämmt und zu guter letzt verunmöglicht. Ob die fragile Stabilität der gegenseitigen Abschreckung mit der Möglichkeit des totalen Zerstörung aller Lebensgrundlagen eine solche Friedenstechnik war und zum Teil noch ist – der Peacemaker war einmal der Codename für Nuklearwaffen – mag fragwürdig, also des Fragens würdig erscheinen.

Vielleicht ein Fazit: Jede antagonistische Situation lädt mit zunehmender Komplexität zur Preisgabe der Wahrheit bei. Der Einsatz Technik erhöht in der Regel diese Komplexität.

Heraklit sagte: »*Der Gegensatz ist der Vater aller Dinge.*«[42] Dies war eher ontologisch gemeint – der Widerstreit der Elemente gebiert neues Seiendes: Stoffe, Dinge wie auch organisatorische oder politische Strukturen – und wurde zitiert auf soziologische und militärische Betrachtungen übertragen. Ob Heraklit dies ausschließlich so gemeint hat, darf man ebenfalls für fragwürdig halten.

So bleibt der Krieg zumindest ein Vater der Lüge und ein Miterzeuger von Technik. ||

- Anders, Günther: *Die Antiquiertheit des Menschen. Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der Zweiten Industriellen Revolution.* C. H. Beck, München 1980.
- Assheuer, Thomas; Girard, René: *Jesus – unser Sündenbock. Was das Christentum über menschliche Gewalt lehrt: Ein Gespräch mit dem Religionsphilosophen René Girard.* In: *Die ZEIT* Nr. 13 vom 23. 3. 2005. https://www.zeit.de/2005/13/Interview_Girard?utm_referrer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F
- Canterbury, Anselm: *Dialog zwischen Anselm und Boso. Aus: Anselm von Canterbury: Cur deus homo - Warum Gott Mensch geworden. Lateinisch und Deutsch. Besorgt und übersetzt von Franciscus S. Schmitt O. S. B. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1956.*
- Capelle, Wilhelm (Hg.): *Die Vorsokratiker.* Kröner, Stuttgart 1963.
- Daase, Christopher: *Kleine Kriege, große Wirkung. Wie unkonventionelle Kriegsführung die internationale Politik verändert.* Nomos, Baden Baden 1999.
- Einstein, Albert, Freud, Siegmund: *Warum Krieg. Ein Briefwechsel. Mit einem Essay von Isaac Asimov.* Diogenes, Zürich 1972, 1996.
- Foerster Heinz v.; Poerksen, Bernhard: *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners,* Carl Auer Verlag 1998.
- Harz, Mario: *Zur Logik der technologischen Effektivität.* Masch. Diss. Fakultät für Mathematik, Naturwissenschaften und Informatik, BTU Cottbus 2007.
- Haywood, O. G.: *Military Decisions and Game Theory.* *Journal of the Operation Research Society of America* 2. (1954) p. 365 ff.
- Heidegger, Martin: *Die Technik und die Kehre.* Neske, Pfullingen 1962.
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit.* Niemeyer, Tübingen 1967, 11. Auflage.
- Hofstädter, Douglas. R.: *TIT FOR TAT – Kann sich in einer Welt voller Egoisten kooperatives Verhalten entwickeln?* In: *Spektrum Der Wissenschaft – Digest: Kooperation und Konkurrenz* 1/1998, S. 60—66.
- Kant, Immanuel: *Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen.* In: *Immanuel Kants Sämtliche Werke, hrsg. von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. 7 Theil, erste Abtheilung: Kleine Anthropologische Schriften.* Leopold Voss, Leipzig 1838, S. 295—301. Auch zu finden in: <https://docplayer.org/28847536-I-kant-ueber-ein-vermeintes-recht-aus-menschenliebe-zu-luegen-1797.html> oder <https://efphilo.files.wordpress.com/2013/07/kant-c3bcber-ein-vermeintes-recht-aus-menschenliebe-zu-lc3bcgen.pdf>.
- Klaus, Georg: *Spieltheorie in philosophischer Sicht.* VEB Verlag der Deutschen Wissenschaft, Berlin 1968.
- Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache.* Neubearbeitet von E. Seebold. DeGruyter, Berlin, New York 1989.
- Kondylis, Paul: *Der Philosoph und die Macht. Eine Anthologie.* Junius, Hamburg 1992.
- Lorenz, S.; Schröder, W.: *Opfer.* In: *Ritter et al. (1984), Bd. 6, Sp. 1223—1237*
- Luce, Robert D., Raiffa, Howard: *Games and Decisions. Introduction and Critical Survey,* Wiley, New York 1957.
- Lyotard, Jean-François: *Das postmoderne Wissen.* Hrsg. von Peter Engelmann, Passagen-Verlag, Wien 2012.
- Mildenberger, Georg: *Wissen und Können im Spiegel gegenwärtiger Technikforschung. Technikphilosophie Bd. 15. Lit, Münster, Berlin 2006.*
- Nagel, I.: *Der Krieg und die Worte – Das Falschwörterbuch des Irakkrieges.* In: *Süddeutsche Zeitung* vom 19.2.2003

- Neumann, John. v., Morgenstern, Oskar: *Spieltheorie und wirtschaftliches Verhalten*. Physica, Würzburg 1961, S. 79. Engl. Original: *Theory of Games and Economic Behavior*, 1944.
- Nielebock, Thomas: *Neue Formen des Krieges*. Vortrag Universität Tübingen 2004.
- Pareto, Vilfredo: *Ausgewählte Schriften*. Ullstein, Frankfurt a. M. 1975.
- Perrault C.R.: *An Application of Default logic to speech acts theory*. In: P.R. Cohen, J. Morgan and M. E. Pollack (eds.): *Intentions in Communication*. MIT Press, Cambridge 1990, S. 161—186.
- Platon: *Der Staat* In: *Platon: Sämtliche Werke*. Übers. von S. Teuffel. Lambert Schneider, Berlin 1940. Siehe auch: *Digitale Bibliothek: Schlüsselwerke der Philosophie*. Directmedia, Berlin 1999.
- Ponsonby, Arthur: *Falsehood in War-Time: Containing an Assortment of Lies Circulated Throughout the Nations During the Great War*. Garland Publishing Company, London 1928. Dt.: *Lügen in Kriegszeiten*, Berlin 1930.
- Popper, Karl: *Logik der Forschung*. Mohr, Siebeck, Tübingen 2002.
- Popper, Karl: *Objektive Erkenntnis – ein evolutionärer Entwurf*. campe paperback, Hoffmann und Campe, Hamburg 1993 (Engl. Orig.: *Objective Knowledge*, Oxford 1972).
- Puntel, Bruno L. (Hrsg.): *Der Wahrheitsbegriff. Neue Erklärungsversuche*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1987.
- Puntel, Bruno L.: *Wahrheitstheorien in der neueren Philosophie*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983.
- Rinke, Andreas; Schwägerl, Christian: *11 Drohende Kriege – künftige Konflikte um Technologien, Rohstoffe, Territorien und Nahrung*. C. Bertelsmann, München 2012.
- Ritter, Joachim et al. (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 6. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1984.
- Ropohl, Günter (1979 ff.): *Eine Systemtheorie der Technik: zur Grundlegung der Allgemeinen Technologie*. Hanser, München/Wien 1979. 2. Auflage: »Allgemeine Technologie«, München, Zürich 1999. 3. Auflage: *Allgemeine Technologie: Eine Systemtheorie der Technik*. Karlsruhe: Universitätsverlag 2009; Volltext bei: <http://digbib.ubka.uni-karlsruhe.de/volltexte/1000011529>.
- Ropohl, Günter: *Technik als Vehikel der Kapitalakkumulation*. In: *EuS Streitforum für Erwägungskultur* Heft 3, (2002), S. 327 ff.
- Sarkisyanz, Emanuel: *Russland und der Messianismus des Orients: Sendungsbewusstsein und Politischer Chiliasmus des Ostens*. J. B. C. Mohr, Tübingen 1955.
- Schopenhauer, Arthur: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. In: *Schopenhauer, Arthur: ZA – Züricher Ausgabe, Werke in 10 Bänden*, Bd. Diogenes, Zürich 1977.
- Schumpeter, Josef Alois: *Konjunkturzyklen*. Bd. 1 *Eine theoretische, historische und statistische Analyse des kapitalistischen Prozesses*. Bd. I, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1961. Engl.: *Business Cycles. A Theoretical, Historical, and Statistical Analysis of the Capitalist Process*. McGraw Hill, New York, London 1939.
- Silesius, Angelus: *Cherubinischer Wandersmann oder Geist-Reiche Sinn- und Schluß-Reime ...* Schubarth, Glatz 1675. In: https://www.deutschestextarchiv.de/book/show/silesius_wandersmann_1675.
- Skirbeck, Gunnar (Hrsg.): *Wahrheitstheorien. Eine Auswahl aus den Diskussionen über die Wahrheit im 20. Jahrhundert*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1977.
- Sokal, Alan, Bricmont, Jean: *Eleganter Unsinn*. C. H. Beck, München 1999.

- *Thomas von Aquin: De Veritate (Von der Wahrheit). Lat. Text in: <https://www.corpusthomicum.org/qdv01.html>, Übersetzung in: Thomas von Aquin, Von der Wahrheit (Quaestio I), lat.—dt., ausgew., übers. und hrsg. von Albert Zimmermann, Philosophische Bibliothek, Bd. 384. Meiner, Hamburg 1986.*
- *Thukydides: Der Peloponnesische Krieg. Reclam, Stuttgart 2000.*
- *Vollmer, Wilhelm: Vollmer's Wörterbuch der Mythologie aller Völker. Neu bearbeitet von Dr. W. Binder. Dritte Auflage. Mit 303 Illustrationen. Stuttgart: Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, 1874. Digitale Bibliothek, Bd. 17, Direct Media, Berlin 1999.*
- *Watzlawik, Paul: Wir können von der Wirklichkeit nur wissen, dass sie nicht ist. In: Poerksen, Bernhard: Die Gewissheit der Ungewissheit – Gespräche zum Konstruktivismus. Carl Auer, Heidelberg 2019(4), S. 211—231.*
- *Weinrich, Hans: Linguistik der Lüge. C. H. Beck, München 1966, Neuauflage 2006.*
- *Weizsäcker, Carl Friedrich von: Der Garten des Menschlichen – Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie; Fischer Verlag und Hanser. München 1977.*
- *Weizsäcker, Carl Friedrich von: Bewußtseinswandel. Hanser, München 1988.*

(Anmerkung der Redaktion: Dieser Essay beruht auf einem Vortrag, gehalten auf der wissenschaftlichen Jahrestagung der Gesellschaft für Technikgeschichte über »Technik im Krieg«. Die Tagung fand im Deutschen Technikmuseum in Berlin vom 5. bis zum 8. Mai 2005 statt. 17 Jahre später – und angesichts des russischen Überfalls auf die Ukraine ab dem 24. Februar 2022 – sind die Inhalte des gekürzten Vortrages nach wie vor aktuell. Die vorliegende schriftliche Version wurde redaktionell bearbeitet und in Bezug auf Literaturangaben aktualisiert.)

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Rhetorik der Autorität – autoritäre Rhetorik?

Zur Ambivalenz politischer Kommunikation

Von Volker Friedrich

»Ich mache Ihnen ein Angebot, dass Sie nicht ablehnen können.« Diesen Satz sagt der Mafia-Boss Don Corleone im Film »Der Pate« zu Geschäftspartnern – in aller Freundlichkeit und Klarheit. Vollkommen klar ist, was passiert, wenn man ein Angebot des Paten ablehnt, er ist die Autorität, sein Angebot lässt sich nicht ablehnen, jedenfalls nicht ohne Risiko für Leib und Leben.– Dieser Essay hingegen macht ein Angebot, das ein Leser ablehnen kann, er trägt ihm lediglich Gedanken und fünf Thesen dazu an, wie Autorität und Rhetorik miteinander verbunden sind; dieses Angebot kann abgelehnt und kritisiert werden, in Gänze oder in Teilen – der Autor dieses Essays ist weder Autorität noch Pate, niemandem droht ein Ungemach.

»Rhetorik« wird in diesen Zeilen als philosophische Disziplin im Sinne einer grundlegenden und der ältesten Kommunikationswissenschaft und Argumentationstheorie aufgefasst. Zum Verhältnis von Rhetorik und Autorität, zu der Frage, ob eine Rhetorik der Autorität bereits einer autoritären Rhetorik entspricht und wie sich das in einer Ambivalenz politischer Kommunikation niederschlägt, nehmen die folgenden Thesen Stellung, die im Anschluss ausführlicher diskutiert werden:

- Mit den klassischen Kommunikationsmodellen der Rhetorik lässt sich nach wie vor ein strukturelles Verständnis für politische Autorität entwickeln, allerdings müssen diese Modelle im Detail an Veränderungen der Zeit angepasst werden.
- Nach diesen klassischen Kommunikationsmodellen ist die Grundlage für eine dauerhafte Persuasion dadurch zu legen, dass Pathos und Ethos dem Logos dienen, dauerhafte Überzeugung also nicht ohne plausible Sachargumente zu haben ist. Autorität wird dabei vornehmlich durch das Ethos des Politikers und Redners verkörpert, Autorität und Ethos stehen aber in Wechselwirkung mit dem Pathos, das der Politiker anspricht und wie er das tut, und mit der Plausibilität seiner Argumente und wie er sie vorbringt.
- Die heutigen politischen Diskurse scheinen diesem klassischen Kommunikationsmodellen der Rhetorik nicht mehr voll zu entsprechen. Sachargumente scheinen an Bedeutung zu verlieren, Ethos- und Pathos-Appelle zum Selbstzweck medialer Inszenierungen zu werden.
- Die Autorität scheint sich zu verschieben: Bislang wurde sie als Wahrhaftigkeit dem Politiker zugesprochen, der mit Affekterregung (Pathos) und Vertrauens- und Glaubwürdigkeit (Ethos) die Herzen der Menschen für Sachargumente (Logos) öffnete und sie überzeugend und plausibel vortrug. Voraussetzung dafür war, dass die Bürger in einer Demokratie ausreichend informiert und demokratisch gebildet sind, um sich kritisch mit den Argumenten und ihrer Darbietung auseinanderzusetzen und um zum Beispiel ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen oder ihre Plausibilität in der Sache, also objektiv zu bewerten.
- Inzwischen scheint diese Auseinandersetzung nicht mehr an kritisches Vermögen angebunden zu werden. Die Autorität des Politikers gründet vielmehr auf seiner (und seiner Apparate) Fähigkeit, in den Medien kurzfristig Affekte zu erregen und Ethos-Inszenierungen in kurzer Taktung und hoher Intensität (Stilhöhe) zu platzieren. Die Autorität der Politik wird dabei an sich verworfen:

Prof. Dr. Volker Friedrich, Herausgeber von »Sprache für die Form«, lehrt Schreiben und Rhetorik an den Studiengängen Kommunikationsdesign und ist Gründungsmitglied und Direktor des Instituts für professionelles Schreiben (IPS) an der Hochschule Konstanz. Er ist gelernter Redakteur und arbeitet als Publizist für zahlreiche Zeitungen, Zeitschriften, Buchverlage und Rundfunkanstalten im In- und Ausland.

Eine oft erfolgreich verfolgte Kommunikationsstrategie weist im öffentlichen Diskurs politische Autorität demjenigen zu, der behauptet, der Politik, dem politischen System und der politischen Klasse fernzustehen, durch sie nicht »kontaminiert« zu sein. Diese Strategie behauptet im Kern, dass wir demjenigen politische Autorität zubilligen sollen, der apolitisch ist. Die Strategie gründet letztlich auf der Verächtlichmachung von Politik und politischer Autorität. ||

1 Ethos, Pathos, Logos

Die Rhetorik hat in der Antike Kommunikationsmodelle entwickelt[1] und seither ausgebaut, die erklären, wie bei einem Publikum Persuasion (Überzeugung) herbeigeführt werden kann. Rhetorik kam in der Geschichte mit der Demokratie auf, in Demokratien muss um Problemlösungen und um Mehrheiten in offenen Diskursen gerungen werden. Rhetorik wird eingesetzt, um Persuasion zu erzielen, die auf Charakter, Vertrauens- und Glaubwürdigkeit eines Redners (Ethos), auf Erregung der Affekte (Pathos) eines Publikums und auf Plausibilität der Argumente (Logos) gründet.

Ganz anders ist das in demokratischen Systemen, in ihnen müssen Mehrheiten für Vorschläge gewonnen werden, die an Entscheidungsprozessen beteiligten Gruppen (Wähler, Interessengruppen und -verbände, Parteifreunde, Abgeordnete usw.) müssen von solchen Vorschlägen überzeugt werden. Um die gewünschte Persuasion und die gewünschten Wirkungen wie bestimmte Handlungen, Verhaltens- und Einstellungsänderungen bei einem Publikum herbeizuführen, stehen eine Vielzahl von Möglichkeiten offen. Für die Frage nach dem Verhältnis von Rhetorik und Autorität soll ausreichen, den oben skizzierten Teil des rhetorischen Kommunikationsmodells für ein Verständnis von Autorität zu nutzen. Historisch ist der Begriff »Autorität« (lat. Auctoritas) in der Rhetorik in vielen Kontexten von Bedeutung[2], für diesen Essay werden Aspekte von »Autorität« hinsichtlich der Frage nach der Plausibilität von Argumenten (Logos) und hinsichtlich der Frage nach der Glaubwürdigkeit (Ethos) eines Redners aufgenommen. Diese bereits in der Antike diskutierten Aspekte sind nach wie vor fundamental, sie differenzieren sich allerdings in von Massenmedien geprägten Gesellschaften vielfältig aus.[3] In diesen Gesellschaften finden politische Diskurse eben nicht mehr primär auf der Agora oder allein in Parlamenten statt, sondern werden in den Medien entwickelt, gestaltet und gar vorentschieden; die Eigengesetze der Medien wiederum wirken rück auf Formen und Inhalte der Diskurse. Die Medien schaffen so neue Autoritäten und eben auch neue Kommunikationswege und Einflussmöglichkeiten für Autoritäten. Diese Kommunikationswege und Einflussmöglichkeiten sind fortwährendem Wandeln unterworfen. Ein Beispiel: Sogenannte Fernsehdebatten wurden in Deutschland erstmals in den 1950er Jahren ausgestrahlt – der »Internationale Frühschoppen« mit Werner Höfer machte den Anfang –, »Polit-Talks« gehören heute zum festen Programmschema vieler Sender. Durch häufiges Auftreten in solchen Sendungen können Politiker Autorität für Themen aus ihren politischen Fachgebieten erwerben. Ein zumeist jüngeres Publikum orientiert sich eher an Autoritäten wie »Blogger« oder »Influencer«, die sich durch publizistische Aktivitäten im Internet einen Ruf erworben haben. Ethos und Autorität können also in einer durch Massenmedien geprägten Gesellschaft über verschiedene Medien erworben (und auch verspielt) werden.

[1] vgl. Fuhrmann, Manfred: Die antike Rhetorik. Mannheim: Artemis & Winkler, 2011(6).

[2] s. Calboli-Montefusco, Lucia; Kalivoda, Gregor: Auctoritas. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 1: A–Bib. Tübingen: Max Niemeyer, 1992. Sp. 1177–1188.

[3] vgl. Scheuermann, Arne; Vidal, Francesca (Hg.): Handbuch Medienrhetorik. Berlin, Boston: De Gruyter, 2016.

Autoritäten werden in politischen Argumentationen und Reden als Gewährsleute angeführt, darauf weisen bereits antike Rhetorik-Werke wie die von Aristoteles, Cicero und Quintilian hin. Kann sich ein Redner und Politiker demzufolge auf Dichter oder Philosophen berufen und seine konkreten Vorschläge an deren allgemein anerkannte Ideen anbinden, gewinnen seine Vorschläge an Glaubwürdigkeit (und damit auch seine Person) oder seine Vorschläge werden erst gar nicht mehr in Zweifel gezogen.

In der rhetorischen Argumentationstheorie des 20. Jahrhunderts, zum Beispiel in der »neuen Rhetorik« von Chaim Perelman und Lucie Olbrechts-Tyteca[4], wird nach einer Möglichkeit rationaler Diskurse über Fragen gesucht, die sich logischen Beweisverfahren entziehen, es wird also nach diskursiven Verfahren praktischer Vernunft gefragt, die in offenen Gesellschaften politische Vorschläge plausibel erscheinen lassen und mehrheitsfähig machen. Dabei haben Autoritätsargumente nach wie vor Gewicht; sie bemühen nun nicht mehr allein Dichter oder Philosophen, sondern auch Wissenschaft, Expertise oder Empirie. Zudem kann Autorität entpersonalisiert werden und in rationalen Verfahren der Kritik und in wissenschaftlichen Methoden gefunden werden. ||

Inwieweit Autoritätsargumenten Gewicht beigemessen wird, hängt allerdings, wie Perelman und Olbrechts-Tyteca zeigen[5], unter anderem davon ab, ob die Autoritäten als solche von denen anerkannt werden, die überzeugt werden sollen. Den einen Autoritäten können andere Autoritäten gegenübergestellt werden, auch kann ihre Kompetenz generell oder in Teilen angezweifelt werden, was zur Entkräftung eines Autoritätsargumentes führen kann: »Politische, wissenschaftliche oder literarisch-rednerische Auctoritas erzeugt Widerspruch vor allem dann, wenn der Reglementierungsanspruch und die Traditionsbildung kreative Prozesse behindern oder wenn die Legitimation der Auctoritas nicht mehr konsensfähig ist.«[6] Konsens muss schon deshalb herrschen, weil Autoritätsargumente logisch nicht zwingend sind.

Das Ethos eines Politikers, seine Glaub- und Vertrauenswürdigkeit, wird von Bürgern eingestuft aufgrund seiner Charaktereigenschaften, seiner Haltungen, seiner Tugenden und aufgrund der Art, wie er das alles vermittelt. Werden seine Charaktereigenschaften, Haltungen und Tugenden akzeptiert und deren Vermittlung als authentisch erlebt, dann wird ihm intuitiv oder bewusst Glauben geschenkt und Vertrauen entgegengebracht, allerdings nur bis auf Widerruf, der Effekt muss immer wieder hervorgerufen werden, sonst wandelt sich das mit einem Politiker verknüpfte Bild. Werden die Charaktereigenschaften um hohe fachliche Kompetenzen ergänzt, wird der Politiker selbst zu einer Autorität; ein Beispiel dafür wäre Helmut Schmidt, dem als Bundeskanzler und über seine Amtszeit hinaus hohe politische und volkswirtschaftliche Kompetenz zugesprochen wurde.

Autorität hat in der Politik der Demokratie durchaus eine positive Funktion, insbesondere wenn sie Bürgern hilft, Orientierung zu gewinnen und z. B. Vertrauen in Regierungshandeln zu wecken oder zu stärken. Idealtypisch geht es in Demokratien nicht um Autorität per Macht, sondern um Macht per Auto-

rität. Autorität, die Politikern zugesprochen wird, leitet sich dann aus deren Sachkenntnis her – zumindest wäre das im Sinne aufklärerischer und demokratischer Ideale so. Seinen Erfolg kann ein Politiker, das hat sich seit der Antike nicht wesentlich geändert, dadurch befördern, dass er seine Kompetenz auch zu vermitteln und glaubhaft darzustellen weiß. Er muss also auch über rhetorische Kompetenzen im engeren Sinne verfügen, um seine Kompetenz und gar Autorität glaubhaft zu machen.

[7] Klemm, Michael: Rhetorik und Massenmdien: Information, Persuasion, Agitation und Propaganda. In: Burkhardt, Armin (Hg.): Handbuch Politische Rhetorik. Berlin, Boston: De Gruyter, 2020. S. 533.

Folgte man dem aristotelischen Ideal, dass Wahrhaftigkeit die Grundlage dauerhafter Überzeugung (Persuasion) ist und diese nur dann erreicht wird, wenn Politiker ihre Glaubwürdigkeit und die Affekterregung in den Dienst von schlüssigen Sachargumenten stellen, dann genügte es nicht, eine Kompetenzsimulationskompetenz zu besitzen, sondern es wäre zwingend erforderlich, rednerische und fachliche Kompetenz zusammenzuführen. Politiker, denen das gelang, wurden gemeinhin dauerhaft als besonders überzeugend erlebt, ihnen wurde hohe Autorität zugesprochen.

3 Affekte ohne Argumente

Grundlagen gegenwärtiger politischer Kommunikation definiert Michael Klemm treffend, wenn er schreibt: »Politische Kommunikation ist in besonderem Maße persuasiv, ist sie doch stets auf das Überzeugen der Wähler/innen für das Erreichen von Massenverbundenheit angewiesen und damit auf das Etablieren und Dominieren von Diskursen. Diese Diskurse sind wiederum nur als Mediendiskurse realisierbar, wenn sie die gesellschaftliche Öffentlichkeit in ihrer Breite beeinflussen wollen. Persuasion ist deshalb nicht nur das Grundprinzip politischer Kommunikation, es ist auch – bezogen auf die massenmediale Meinungsbildungsfunktion – ein wichtiger Aspekt journalistischer Arbeit.«[7] Hinzu kommt, dass die sogenannten sozialen Medien nicht nur Einfluss auf Politik und ihre Debatten nehmen, sondern den Journalismus verändern oder zumindest wirtschaftlichen Anpassungsdruck auf ihn ausüben und die Produktionsbedingungen des Publizierens insofern demokratisiert haben, als sie kaum noch eine wirtschaftliche Hürde darstellen und keine Hürden hinsichtlich redaktioneller Qualitätsmerkmale aufbauen – jeder darf und kann, wie er mag (im gesetzlichen Rahmen). In solch einer Medienlandschaft politische als Mediendiskurse zu realisieren und gar zu dominieren, ist für die Politik eine vertrackte, nur eingeschränkt gestaltbare Aufgabe. Erschwert wird sie dadurch, dass den unterschiedlichen Medien eine je eigene Rhetorizität zufällt: In welcher Weise Persuasion in Massenmedien entstehen kann, hängt davon ab, ob die Wirkungsintentionen einer politischen Kommunikation die Wirkmittel angemessen zu nutzen weiß, die in einem spezifischen Medium zum Einsatz kommen können. ||

Massenmedien sind gemäß ihrer Strukturen und Regeln nicht zwingend ideale Orte für die Vermittlung komplexer Sachverhalte und differenzierter Argumentationen, Druckseiten und Sendeminuten sind begrenzt. In der Geschichte der Massenmedien lässt sich eine Tendenz zu kürzeren redaktionellen Inhalten ausmachen, »Relaunches« bringen zumeist eine Verknappung der Textmenge mit sich, dass lässt sich beispielsweise im Zeitungsdesign nachweisen. Die in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten entstandenen online-Massenmedien, die den Nutzer zum Redakteur seines eigenen Mediums machen, treiben diese Ent-

wicklung auf die Spitze: Ein Mikrobloggingdienst wie »Twitter« lässt für einen redaktionellen Inhalt maximal 200 Zeichen zu. Gleichwohl hat dieses Medium auch in der politischen Kommunikation beachtliches Gewicht gewonnen, der amerikanische Präsident Donald Trump betreibt damit Weltpolitik.

Auf Kürze angelegte Medien können durchaus auch Sachinformationen vermitteln, Kürze (lat. Brevitas) gehört in der Rhetorik – wie Verständlichkeit, Deutlichkeit, Klarheit, Sprachrichtigkeit, Angemessenheit – zu den Stilprinzipien, die kommunikative Wirkungen hervorrufen und steigern und somit zur Persuasion beitragen können. So kann ein kurz gefasster Warnhinweis (»Diese Brücke ist einsturzgefährdet«) gerade aufgrund seiner Kürze die gewünschte Wirkung entfalten. Argumentationen als Begründungszusammenhänge können zwar in den Satzlängen dem Stilprinzip »Kürze« entsprechen, nicht aber immer als Gesamttext. So kann und sollte beispielsweise ein Wahlprogramm, will es rhetorischen Stilprinzipien genügen, zwar in seinen einzelnen Sätzen klar, einfach und verständlich formuliert sein, die Begründung politischer Vorhaben muss aber in ausreichendem Maße erfolgen, sonst kann Persuasion auf der Logos-Ebene nicht erreicht werden. Wirkt Kürze in komplexitätsreduzierender oder gar -verzerrender Weise, dann kann politische Kommunikation zwar Wirkung als Ethos- und Pathos-Appell entfalten, sie dient aber nicht mehr dem Logos – Ethos und Pathos werden zum Selbstzweck. Mittels dieser Unterscheidung – dienen Ethos und Pathos dem Logos oder sind sie Selbstzweck – lässt sich ein Phänomen wie »Populismus« fassen[8], und es lässt sich beschreiben, wodurch Diskurse in offenen Gesellschaften gefährdet sind.

Wenn Affekterregung primär Selbstzweck ist, anstatt dazu zu dienen, die Herzen der Menschen für Sachargumente zu öffnen, dann erregen politische Diskurse Affekte ohne Bezug zu Argumenten. Argumente sind, im Unterschied zu Affekten, in Gänze oder in Teilen auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüfbar oder auf ihre Plausibilität hin diskutierbar und kritisierbar. Bereits in Aristoteles' »Rhetorik«, dem ersten Versuch einer Systematisierung dieser Disziplin, wird davon ausgegangen, dass Persuasion auf Dauer nur gelingen kann, wenn ein Redner wahrhaftig ist. Ein notorischer Lügner dürfte also nicht auf Dauer politisch erfolgreich sein können – oder? Auch in westlichen, offenen Gesellschaften scheint sich in dieser Frage ein Wandel zu vollziehen. Lange Zeit musste ein Politiker, wenn er öffentlich einer Falschaussage oder einer Lüge überführt worden war, diese Aussagen zurück- und manchmal gar seinen Hut nehmen – und das galt auch für diejenigen Politiker, denen aus einem hohen Amt, das sie innehatten, dessen Autorität zuwuchs. Folgt man dem amerikanischen Historiker Eric Alterman[9], dann gehörten Lügen, Verlogenheit, Täuschung und Betrug in den USA immer schon zum politischen Geschäft und eben auch zum Spitzenamt des Präsidenten. Mit Donald Trump sei dabei allerdings eine neue »Qualität« entstanden. Schon statistisch übertrumpfte Trump mit der Anzahl von Lügen und Falschaussagen alle Messungen zuvor[10], und er mache dieses Verhalten zum Maßstab seiner politischen Entourage[11]. Dass er der systematischen wie der anlasslosen Lüge durch Medien als vierte Gewalt und in politischen Debatten und Parlamenten überführt wurde, schadet ihm zumindest kaum bei seinen Anhängern. Das darf als ein Indiz dafür gewertet werden, dass sich rhetorisch ein Wandel vollzieht: Die Anbindung von Persuasion an den Logos – an Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Plausibilität – scheint an Bedeutung zu verlieren, poli-

- [8] s. Friedrich, Volker: »Postfaktisch« – Rhetorik und Ästhetik des Wahlkampfs. Zum Design der Politik: Grundlagen und Details. In: ders. (Hg.): Sprache für die Form – Forum für Design und Rhetorik. Doppelausgabe Nr. 12 und 13, Herbst 2018. <https://www.designrhetorik.de/postfaktisch-rhetorik-und-aesthetik-des-wahlkampfs/4/> (Permalink).
- [9] Alterman, Eric: Lying in state: why presidents lie—and why Trump is worse. New York: Hachette Book, 2020.
- [10] a. a. O., S. 207 f.
- [11] a. a. O., S. 238.

tische Kommunikation kann auch auf längere Sicht erfolgreich sein, wenn sie sich auf Affekterregung reduziert. Hannah Arendt nahm noch an, im »Bereich der Politik, wo Geheimhaltung und bewußte Täuschung stets eine große Rolle gespielt haben, ist Selbstbetrug die Gefahr par excellence; der Mann, der auf seine eigenen Lügen hereinfällt, verliert jeden Kontakt nicht nur zu seinem Publikum, sondern zu der wirklichen Welt«[12]. Ein Mann wie Trump indes hält zu seinem Publikum Kontakt und schafft womöglich eine »alternative Wirklichkeit«, die sehr wohl reale Wirkungen zeitigt – darin ist er ohne Zweifel eine Autorität ... ||

[12] Arendt, Hannah: Die Lüge in der Politik. In: dies.: Wahrheit und Lüge in der Politik. München: Piper, S. 29 f.

[13] Aristoteles: Topik, 100 b 21. In: Philosophische Schriften. Bd. 2. Hamburg: Meiner, 1995. S. 1.

[14] vgl. Perelman, Olbrechts-Tyteca, a. a. O.

4 Autorität ohne Objektivität

Aristoteles wies Autorität in seiner »Topik« einen wichtigen Platz bei den dialektischen Schlüssen zu, in denen es nicht um beweisbare Wahrheiten, sondern um wahrscheinliche Einschätzungen geht: »Wahrscheinliche Schlüsse aber sind diejenigen, die Allen oder den Meisten oder den Weisen wahr erscheinen, und auch von den Weisen wieder entweder Allen oder den Meisten oder den Bekanntesten und Angesehensten.«[13] Die unausgesprochene Voraussetzung dieses Gedankens ist: Will man wahrscheinliche Schlüsse mittels eines Verweises auf Einschätzungen von Autoritäten untermauern, müssen diejenigen, die überzeugt werden sollen, diese Autoritäten als solche und als in der Sache kompetent anerkennen, also Autorität als Teil des Ethos dieser Personen ansehen. Dies setzt wiederum die Kompetenz und den Willen voraus, Kompetenz wertzuschätzen oder in einer bestimmten Sache als begründet zu erkennen – also Vertrauen oder ausreichende Sachkenntnis, die Kompetenz des Kompetenten einschätzen zu können. Denn eine Autorität ohne Akzeptanz überzeugt nicht, jedenfalls nicht als Autorität.

Noch in neueren Argumentationstheorien wird, wie erwähnt, das Autoritätsargument als ein Standardargument beschrieben.[14] Es hat nicht den Charakter des zwingenden logischen Beweises, aber der Verweis auf eine Autorität wird als Zuwachs an Glaubwürdigkeit und Plausibilität gewertet. Autoritätsargumente können mittels Institutionen, Personen oder Verfahren begründet werden. Der Weise, der Gelehrte, der Erfahrene, der Philosoph, der Dichter, der Experte, der »elder statesman«, der Seelsorger – ein Verweis auf ihr Urteil wurde schon seit den Anfängen der Argumentationstheorie als wichtige Stütze in einer Argumentation angesehen; wer den gewichtigeren Kronzeugen, die bedeutenderen, anerkannteren Autoritäten in seiner Argumentation anzuführen wusste, dem gelang es, ein Publikum und in einer Debatte zu überzeugen. Das Autoritätsargument kann statt an Personen auch an Institutionen angebunden werden, sei es die Wissenschaft, die Statistik, die Medien, die Philosophie, die Kunst, die Kirche, die Gerichte, die Institutionen der Gesetzgebung. Diese Autoritäten verändern sich mit gesellschaftlichen, kulturellen und technischen Entwicklungen, wie oben dargelegt, häufig entlang von Veränderungen der Medienwelt. Autorität in der Politik reichte lange als Legitimation für Macht; in offenen Gesellschaften sollte Autorität selbst legitimiert werden, erst dann kann sie Machtansprüche legitimieren.

Insofern ist ein bestimmtes Autoritätsargument durchaus kritisch zu sehen; Josef Kopperschmidt befindet: »Die erläuterte Rückbindung der Dignität von

Meinungen an die Respektabilität der sie vertretenden Subjekte muß schließlich argumentationspraktisch auf einen Argumentationstyp zurückgreifen, der mit dem postkonventionellen Anspruchsniveau an argumentative Rationalitätsstandards prinzipiell inkompatibel ist.«[15] In der Wissenschaft oder im Recht könne ein Autoritätsargument, das auf dem Ethos des Redners oder Autors gründet, womöglich noch eine legitimierende Kraft entfalten, besonders »für den Bereich der Politik dürfte heute die Unterstellung privilegierter autoritativer Meinungsträger – zumindest legitimationskritisch – chancenlos sein, mag eine massenmedial integrierte Gesellschaft für die Rolle des publizistischen Meinungsführers faktisch auch ideale Voraussetzungen bieten«[16]. Dagegen lässt sich einwenden: In der von Massen- und sogenannten sozialen Medien geprägten Welt punkten die publizistischen Meinungsführer dank der idealen Voraussetzungen faktisch gegenüber der legitimationskritischen Perspektive.

[15] Kopperschmidt, Josef: Rhetorik als Methodisierungschance des politischen Raisonnements: z. B. Wilhelm Hennis. In: ders. (Hg.): Politik und Rhetorik. Funktionsmodelle politischer Rede. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995. S. 217.
[16] ebd.

Eine zentrale Frage zum Verhältnis von Rhetorik und Autorität und ihrer politischen Ambivalenz ist demzufolge, ob und wie sich das Gefüge von Ethos, Pathos und Logos ändert: Bleibt Autorität angebunden an Sachkompetenz? Wie wird sie gewichtet? Wird eine zunehmend komplexere Welt in politischen Diskursen »verkürzt« dargestellt, kommen diese Diskurse in ihrer Wirkung auf das Publikum kaum über Affekterregung hinaus – und es gelingt immer weniger, eine Voraussetzung von Autoritätszuschreibung stabil zu erfüllen: nämlich dass die Einschätzung darüber geteilt wird, wer warum und wofür als Autorität anzusehen wäre. ||

Sollten gleichwohl diese Bedingungen erfüllt sein, so bleibt die Zuschreibung von Autorität in den von Massenmedien geprägten Gesellschaften immer nur vorläufig. Wird in komplexen Diskursen Autoritäten große Bedeutung beigemessen und werden deren Aussagen zudem hyperbolisch als überzeitliche Wahrheiten gehandelt, entsteht rhetorisch eine große Fallhöhe: In der Corona-Pandemie mussten Regierungspolitiker in einer schwierigen, neuartigen Situation in für Demokratien kurzer Taktung gewichtige Entscheidungen fällen, die nicht in einem längerwährenden demokratischen Prozess geprüft, geschliffen und sukzessive vermittelt werden konnten. Um Vertrauen für die Richtigkeit solcher Entscheidungen bei der Bevölkerung zu wecken, wurde mit Autoritätsargumenten gearbeitet und auf die Glaubwürdigkeit von Medizinern, Virologen, Epidemiologen und generell »der Wissenschaft« gesetzt, auf deren Aussagen bezog man sich und nahm sie als Begründung für politische Entscheidungen. Im politischen Diskurs und von Medien werden diese Autoritätsargumente u. a. damit angegriffen, dass »die Wissenschaftler« nicht alles identisch bewerten und voneinander abweichende Empfehlungen aussprechen. Wenn aber die Autorität »Wissenschaft« nicht für eindeutige, stabile und dauerhaft wahre Aussagen gut ist, dann wird ihr von den Teilen der Öffentlichkeit, die eine falsche Vorstellung von Wissenschaft, Objektivität und Wahrheit vertreten, Autorität aberkannt – und damit wird den Politikern, die auf diese an den Logos angebundenen Autoritätsargumente setzen, die Glaubwürdigkeit abgesprochen. In Teilen der Gesellschaft kann dann ein Nährboden für Populismus oder gar Verschwörungstheorien wachsen.[17] Wenn Sachargumente, die auf den Logos von Autoritäten gründen, nicht mehr greifen, kann Überzeugung leicht durch Affekterregung allein hervorgerufen werden.

5 Das Apolitische als neue Autorität

Wenn Persuasion über als Selbstzweck angelegte Affekterregung auch dauerhaft erreicht werden kann, dann verändert sich damit auch, was bisher rhetorisch als Autorität verstanden wurde. Autorität gründet dann nicht mehr auf dem Logos, gründet nicht mehr primär auf Kompetenz in der Sache, sondern auf der Kompetenz, Affekte zu erregen und fachliche Kompetenz zu simulieren.

Wie an Gefühle appelliert wird, unterliegt Veränderungen, sozialpsychologischen ebenso wie dem Wandel der Kommunikationsformen – so wird in den sogenannten »sozialen Netzwerken« an Gefühle anders, unmittelbarer und subjektiver appelliert, als das in journalistischen Medien »alter Schule« geschah, die zumeist einer professionell vereinheitlichten Auffassung von Objektivität anhängen.

Der Ethos-Appell in der politischen Kommunikation mag zwar immer noch an Kompetenz anzubinden sein, nur die Auffassung davon, was politische Kompetenz ist, wandelt sich fortwährend. Zu früheren Zeiten wäre ein sich als Anti-Politiker gerierenden Kandidat wie Donald Trump wohl nicht als politisch kompetent angesehen worden, sondern als politisch ahnungslos. In seiner ersten Präsidentschaftskandidatur konnte er seinen Anhängern genau das als Vorteil vermitteln: Er sei Unternehmer, also ein Macher, und nicht Teil der politischen Klasse. Diese Darstellung kam an, weil die politische Klasse in vielen Medien, insbesondere den »sozialen Medien« geradezu reflexartig verächtlich gemacht wird.

Der Logos-Appell und das kritische Prüfen von Argumenten wird in solchen Diskursen – auch hier ist ein rhetorischer Wandel der politischen Autorität zu beobachten – nicht mehr als Krönung der Persuasion angesehen; ob Argumente folgerichtig, in sich schlüssig und fehlerfrei aufgebaut sind und angemessen dargeboten werden, ist nicht mehr der wichtigste Maßstab. Es kann genügen, die Überzeugung in die Form der Darbietung zu legen. Die kritische Prüfung der Inhalte einer Argumentation erscheint in solchen Prozessen als zu aufwendig oder, angesichts der Komplexität der politischen Probleme, als nicht mehr durchschaubar, also kann man diese Auseinandersetzung auch unterlassen und sich allein am Pathos- und Ethos-Appel und der Darbietung orientieren. ||

Falls diese Beschreibung zu pessimistisch wäre – auch bei optimistischerer Betrachtung gibt es in der Politik demokratischer Staaten Ambivalenzen im Umgang mit Autorität: Politiker werden von vielen Bürgern aufgrund von Kompetenznachweisen durchaus geschätzt, manche werden von Bürgern als Autorität angesehen. Kompetenznachweise werden in den Augen von Bürgern über Entscheidungen und Handlungen und deren Inszenierung erbracht. Entschlossenes Auftreten und schnelles Handeln und deren Inszenierung wird als Ausweis von Kompetenz gewertet werden.[18] Ein Zwiespalt dabei: Sachkompetenz ist in einer hochkomplexen Welt nicht so einfach mit schnellen Entscheidungen und »Machertugenden« zu verknüpfen, oft wäre angemessen auf komplexe Situationen und Entwicklungen nicht einfach und schnell zu antworten, sondern eben komplex und bedächtig. – Der zweite Pol der Ambivalenz im Umgang mit Autorität in demokratischen Staaten: Demokratisch gesinnte Bürger schätzen in

[17] vgl. Butter, Michael: »Nichts ist, wie es scheint.« Über Verschwörungstheorien. Berlin: Suhrkamp, 2020(3). S. 170–178.

[18] Laut Medienberichten stiegen die Beliebtheitswerte des bayrischen Ministerpräsidenten Markus Söder in der Corona-Krise an, weil er sich als »Macher« in Szene setzte.

der Regel nicht das Autoritäre, sie erkennen in autoritären Politikentwürfen mit ihren einfachen Antworten deren undemokratischen Kern – und doch erwarten sie oft von Politik, Probleme entschlossen anzugehen und schnell zu lösen.

6 Fazit

Eine offene Gesellschaft erlaubt es Bürgern, Vermutungen, Thesen, Theorien, Meinungen kritisch zu prüfen. Gegen offene Gesellschaften wendete sich politische Autorität dann, wenn man deren Angebote nicht schadlos ablehnen dürfte oder sie zwar ablehnen könnte, sie aber nicht abzulehnen wüsste – weil sie allein auf Affekterregung als Selbstzweck aufgebaut sind und sich somit einem rationalen und kritischen Diskurs entziehen. Mit der Demokratie kam Rhetorik auf, um Diskurse rational zu gestalten, die besten Argumente zu finden und Mehrheiten davon zu überzeugen. Eine autoritäre Rhetorik konterkarierte genau diese Motive. Dient Rhetorik der offenen Gesellschaft, dann macht sie Angebote, die man ablehnen darf, und bietet sie so dar, dass man sie kritisch prüfen kann.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Über die Zumutbarkeit der Wahrheit

Beim Jahreswechsel 2021/2022 in Corona Zeiten verfasst

Von Ernst Peter Fischer

Einige Zitate vorab:

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen aus.

Gotthold Ephraim Lessing, 1777

Die Wahrheit führt in vielen Fällen zum politischen Tod.

Minister Karl Lauterbach, Anfang 2022

Vom Wahrsagen lässt sich leben, aber nicht vom Wahrheit sagen.

Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemanden den Bart zu versengen.

Georg Christoph Lichtenberg in seinen »Sudelbüchern« im späten 18. Jahrhundert

Wahrheit meint die Übereinstimmung zwischen dem Wissen eines erkennenden Subjektes und dem Seienden.

laut Wikipedia 2022

Wahrheit – im logischen Sinn die Übereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst und mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens oder mit dessen Gegenständen, dem Sein.

Meyers Konversationslexikon 1890

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien und Anthropomorphismen.[1]

Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind.

Friedrich Nietzsche, 1872, Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne

Die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war.

Heinrich von Kleist, 1811

Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar.

Ingeborg Bachmann, 1959

Wissenschaft ist die Suche nach der Wahrheit – nicht ein Spiel, in dem man seinen Gegner zu besiegen versucht.

Linus Pauling, 1954



Ernst Peter Fischer studierte Physik und Biologie in Köln und Pasadena (USA) und ist diplomierter Physiker, promovierter Biologe und habilitierter Wissenschaftshistoriker. Prof. Dr. Fischer lehrt Wissenschaftsgeschichte an der Universität Heidelberg und ist freiberuflich tätig als Wissenschaftsvermittler und Berater, unter anderem für die Stiftung »Forum für Verantwortung«. Er ist Autor zahlreicher Bücher – zuletzt sind u. a. erschienen: Die Charité – ein Krankenhaus in Berlin (2009), Die kosmische Hintertreppe (2010), Laser (2010), Das große Buch der Elektrizität (2011). Ihm wurden zahlreiche Auszeichnungen zuteil, unter anderem die Lorenz-Oken-Medaille (2002), der Eduard-Rhein-Kulturpreis (2003), die Treviranus-Medaille des Verbandes Deutscher Biologen (2003) und der Sartorius-Preis der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (2004).

[1] Eine Metonymie setzt ein Wort für ein anderes. Wer Schiller liest, will sagen, dass er oder sie einen Text von Schiller liest, und wer Kreml sagt, meint meistens kein Gebäude, sondern die russische Regierung. Wer die Wahrheit durch die Blume sagt, benutzt eine Metapher, aber das ist kein Schnee von gestern, sondern der Schnee vom vergangenen Jahr. Und anthropomorph kann man sagen, dass Zellen davon träumen, zwei Zellen zu werden.

Ein persönlicher Prolog

Der Aufklärer Voltaire[2] meinte im 18. Jahrhundert, die unbestreitbare Wahrheit für das Dasein bestehe darin, dass es so etwas wie die beste Welt-, Staats- und Gesellschaftsordnung nicht gibt. Wenn politisch aktive Menschen nun für unerreichbare Ideale kämpfen, werde ihnen gegenüber Toleranz im Denken notwendig. Der Physiker und Philosoph Carl Friedrich von Weizsäcker meinte im 20. Jahrhundert, die unbestreitbare Wahrheit für die Wissenschaft bestehe darin, dass sie die Geheimnisse der Welt nicht aufdecken und nur vertiefen kann. Es gibt die eine korrekte Antwort auf Fragen ebenso wenig wie die beste Ordnung im Leben. Wenn Menschen nun eine korrekt wirkende und ihnen richtig erscheinende Erklärung von irdischen Dingen und ihren Abläufen präsentieren, sollte man ihrem Anspruch mit historisch-kritischer Gelassenheit begegnen. Die bittere Wahrheit ist leider, dass der aktuelle Stand der Allgemeinbildung hierzulande diese Einstellung nahezu unmöglich macht und verhindert.

[2] Von Voltaire stammt der Satz: »Ärzte schütten Medikamente, von denen sie wenig wissen, zur Heilung von Krankheiten, von denen sie noch weniger wissen, in Menschen, von denen sie gar nichts wissen.« Das ist die Wahrheit.

Das Streben nach Wissen

Menschen streben von Natur aus nach Wissen, wie sie alle wissen und wie Aristoteles im ersten Satz seiner »Metaphysik« Jahrhunderte vor Christi Geburt geschrieben hat. Ihm zufolge verhalten sich Menschen so, weil sie Freude an der Wahrnehmung der Welt haben – im griechischen Original steht »aisthesis«. Es geht bei der wahrlich sinnvollen Tätigkeit der Sinne um das Wahre, was in der deutschen Sprache auch als erste Silbe im Begriff des Wahrnehmens zum Ausdruck kommt. Menschen versuchen, mit Hilfe dieser von Natur aus gegebenen ästhetischen Fähigkeit die Wahrheit zu schauen, die sie nach erfolgter sinnlicher Erfahrung ihrem Wissen zufügen wollen, wobei allen Menschen bekannt sein wird, dass es bei dieser Umsetzung aufzupassen gilt. Einige geben sich aufrichtige Mühe, die mit ihrem Wissen verbundene Wahrheit zu erfassen, wie Lessing anmerkt, während er 1777 »Über den Beweis des Geistes und der Kraft« nachdenkt (was eine paulinische Formulierung aus dem Korintherbrief aufgreift). Man würde den großen Mann dazu gerne fragen, ob es tatsächlich so ist, dass Menschen bei ihrer Suche nach Erkenntnissen versuchen, im Wortsinn »hinter die Wahrheit zu kommen«, wie es bei dem Schöpfer von »Nathan der Weise« heißt? Sind Menschen bei ihrem Suchen nach ihr nicht die ganze Zeit schon dort? Die Menschen rennen doch hinter der Wahrheit her, wie der Volksmund sagt. Oder verhält sich die Sache mit der Wahrheit in Wahrheit gerade andersherum, nämlich so, wie Robert Musil es im frühen 20. Jahrhundert gesehen und in seinem Roman »Mann ohne Eigenschaften« beschrieben hat?

Musil zufolge leben seine Zeitgenossen erstmals in einem wissenschaftlichen Zeitalter, und sie unterliegen seitdem und über den heutigen Tag hinaus einem Zwang zum Wissen. »Man kann nicht nicht wissen wollen«, wie es Musil formuliert. Viele leiden unter einer »Trunksucht am Tatsächlichen«, wie der »Mann ohne Eigenschaften« verkündet, der befürchtet, dass im bürgerlichen Leben dadurch etwas aus dem Gleichgewicht gerät. Denn wenn das Wissen zur Leidenschaft wird, dann ist es »gar nicht richtig, dass der Forscher der Wahrheit nachstellt«, und dann gilt vielmehr das Umgekehrte, und das heißt, die Wahrheit »stellt ihm nach«, wie im Roman ausdrücklich festgestellt wird, und jetzt kann sich jeder oder jede fragen, was seine oder ihre Sicht auf die Wahrheit zu

erkennen gibt. Lockt sie die Menschen oder jagt sie die Menschen und treibt uns nun vor sich her? Und wenn sie die Jägerin ist, wo will die Wahrheit die gejagten Menschen zuletzt stellen, um ihnen die Chance zu geben, ihr ins Gesicht zu schauen? ||

[3] s. Fischer, Ernst Peter: Die Stunde der Physiker – Bohr, Einstein, Heisenberg und das Innerste der Welt. München 2022.

Wie dem auch sei! Wer über Musils Umkehrung der Laufordnung nachdenkt, kann zum einen die Häufung des Wortes »stellen« an diesen Stellen des Romans nicht übersehen. Der »Mann ohne Eigenschaften« stellt Fragen nach der Stellung des Menschen in der Welt: Kann man sich die Wahrheit *vorstellen* oder sie *feststellen*, während man ihr *nachstellt*? Und die Menschen werden dabei zum zweiten feststellen, dass in diesem nach Stabilität klingenden Wort eine Dynamik steckt und sich Suchende sputen müssen, um die Wahrheit greifen oder begreifen zu können. Dabei bleibt unabhängig von der Reihenfolge der Rennenden die Vorstellung erhalten, dass das, was antike Philosophen griechisch »aletheia« oder lateinisch »veritas« nannten, nur verhüllt anzutreffen ist (und »Die nackte Wahrheit« bestenfalls als Komödie gezeigt oder als Witz angesprochen werden kann). In der Poesie trifft man auf das verschleierte Bild zu Sais, womit eine verborgene Götterstatue (die der Isis) in der altägyptischen Stadt Sais gemeint ist. Das von einem Tuch umfangene Bild ist schon in der Antike als göttliche Verkörperung der Natur betrachtet worden. Wer die auf elegante Weise verhüllte Wahrheit schauen will, muss ein leichtes Tuch lüften, und der Jüngling, der den entsprechenden Mut aufbringt, wird erstaunlicherweise bei dem Aufklärer Friedrich Schiller mit dem Tode bestraft – er findet ein »frühes Grab«, wie es in seiner Ballade »Das verschleierte Bild zu Sais« von 1795 heißt. Der Romantiker Novalis hingegen gewährt in seinem noch vor 1800 verfassten Romanfragment »Die Lehrlinge zu Sais« dem Neugierigen ein glückliches Leben bis zu seinem natürlichen Ende. Der romantische Held durfte im Traum unter den Schleier schauen und konnte dort zu seinem Erstaunen was erblicken? Er sah sich selbst! Bei der Suche nach Wahrheit landet der Mensch zuletzt bei sich selbst, und diese romantische Version hat ihre historische Wahrheit in der Geschichte der modernen Physik gefunden, was zwar überraschend klingen mag, aber an anderer Stelle genauer ausgeführt wird.[3]

Im Innersten der Welt

Um auf das versprochene Thema der Zumutbarkeit zu kommen: Nach Schiller ist die Wahrheit einem Menschen nicht zumutbar, während sie ihm nach Novalis erst den Mut zum Leben gibt. Diese Dichotomie ermöglicht einem Historiker einen überraschenden Blick in das 20. Jahrhundert. Es sei erlaubt, den mystischen Schleier statt über ein göttliches Geheimnis im Himmel über das irdische Mysterium zu legen, das sich im Innersten der Welt befinden muss und von dem sich Goethes Faust derart sehnsuchtsvoll angelockt fühlte, dass er nicht zögerte, sich dafür der Magie zu ergeben. Der faustische Mensch hat sich vor etwa einhundert Jahren in einen Atomphysiker verwandelt, dem es gelungen ist, mit einer mysteriösen Quantentheorie zu erschauen und wundersam wie von Zauberhand zu begreifen, was den Menschen bis dahin unzugänglich geblieben war und ihm verboten oder nicht zugedacht schien. Aber seit Physiker im Innersten der Dinge, konkret im Kern der Atome, angekommen sind, kann man mit Blick auf die Suchenden zu Sais sagen, dass sowohl der eiskalte

Schiller als auch der schwärmerische Novalis etwas von einer sich dabei zu erkennen gebenden Wahrheit gesehen und sie verkündet haben.

Was den Aufklärer und seine Todesbeschwörung angeht, so hat die Ankunft im Inneren der Atome die Menschheit befähigt, massiv Kernenergie freizusetzen, und als die erste Uranbombe im Kriegsjahr 1945 gezündet wurde, sind dem Leiter des Projektes, dem amerikanischen Physiker J. Robert Oppenheimer, alte indische Verse durch den Kopf gegangen: »Ich bin der Tod, der alles raubt, der Zerstörer der Welten.«

[4] Vgl. Raymond Chandlers »Great Thought«, der am Ende des Essays zitiert wird.

Aber auch der Romantiker hat zutreffend vermutet, was passiert, wenn Menschen mutig den Schleier lüften und mit der sich ihnen zeigenden Wahrheit zu einem ungeheuren Wissen kommen. Denn als die theoretisch tätigen Physiker erstmals im Zentrum aller materiellen Dinge ankamen und nach den Atomen greifen wollten, fanden sie dort keine Sachen – keine Realitäten – mehr mit einem bestimmten Aussehen oder konkrete Materialien vor. Sie hielten dafür ideale Formen in ihren Händen und sahen Symbole auf dem Papier, mit denen sich die Wirklichkeit in der Weltmitte erfassen und beschreiben ließ, und alles, was sie einsetzen und vorzeigen konnten, stammte von ihnen selbst. Im Innersten der Mutter »Materia« begegnete der Mensch sich selbst und stieß nur auf sein eigenes Werk, wie Novalis es geahnt hat, und diese romantische Wahrheit erlaubt zusammen mit der aufgeklärten Version den bemerkenswerten Satz: Der Mensch und der Tod, sie gehören und treffen zusammen, und zwar in der Mitte der Welt. Jetzt kann man sich selbst und andere fragen, ob diese Wahrheit den Menschen zumutbar ist, und wie sie sich fühlen, wenn ihnen diese tiefe Verbindung sowohl in der Kunst als auch in der Wissenschaft begegnet.[4]

Es wird noch mehr über diesen Weg zu den Atomen gesagt werden, und dabei wird sich herausstellen, dass der Dichter Musil, der sich auch in der Physik auskannte, einen wichtigen Aspekt des Forschens angesprochen hat, indem er die tatkräftige Kunst der Wissenschaft wie jede andere nicht von Können, sondern von Müssen ableitete. Menschen verlangt es von Natur aus nach Wissen, und auch wenn die bei diesem Streben immer wieder auftauchenden neuen Wahrheiten weder den Forschungsgemeinschaften noch ihren Ethikräten gefallen – das systematische und methodische Weitersuchen nach überprüfbaren Erkenntnissen können Menschen nicht lassen und muss von ihnen fortgeführt werden. Die Wahrheit selbst drängt die Menschen dazu. Sie setzt ihnen nach und schiebt sie voran, bis sie sich umdrehen, um zu sehen, wer ihrem Lebens- und Leidensweg die Richtung gibt. Die Wahrheit ruht nicht eher, bis ihr jemand gegenübertritt, sie aushalten und sich zu ihr bekennen kann. Die Wahrheit will die Menschen, und die Menschen wollen die Wahrheit. Sie können ihr ins Gesicht sehen, aber sie müssen bereit sein, den Mut aufzubringen, den große Forschung benötigt und der sie auszeichnet. ||

Solcher Mut gehört allein deshalb zum Wesen der Wahrheitssuche, weil Wissenschaftler am Anfang ihres Weges nicht wissen, wo sie ankommen werden, was ganz direkt der Mönch Mendel angesprochen hat, als er 1866 seine »Versuche über Pflanzenhybriden« vorstellte. In seinen »Einleitenden Bemerkungen« weist er ausdrücklich auf »einigen Muth« hin, den er aufbringen musste, um die künstlichen Befruchtungen in seinem Klostergarten vorzunehmen, die ihn berühmt gemacht haben. Wer wusste denn damals zu sagen, welche neuen Ar-

ten dabei entstehen und ob man mit seinen eigenen Händen Gott ins schöpferische Handwerk greift? Allerdings könnte es sein, dass Mendels Mut schlicht und einfach damit zu tun hatte, dass der Mönch geschlechtliche Fortpflanzungen von Erbsen analysieren wollte, während sein Bischof noch meinte, dass in den Gartenbeeten keine Sexualität stattfindet und die Vermehrung der Pflänzchen ohne Einsatz von Geschlechtsorganen zustande käme. Zeugung galt in Mendels Tagen als etwas Göttliches, während sie in Wahrheit etwas Menschliches ist. Die Wahrheit, dass Erbsen Sex haben, war der Kirche selbst noch im 19. Jahrhundert unzumutbar.

[5] Bachmann, Ingeborg: Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar. München 1981.

Übrigens – wenn es wahr ist, dass der Mensch im Innersten der Welt auf sich selbst trifft, dann ist erst recht wahr, dass diese Wahrheit ein Geheimnis bleibt. Wer kennt sich denn schon selbst? Darin besteht eine besondere Qualität von Wissenschaft – das Geheimnis der Welt zu vertiefen, wenn sie den Schleier über der Wahrheit anhebt und ihr ins Gesicht zu schauen versucht. Deshalb kann Wissenschaft auch nie abgeschlossen werden, was für Wilhelm von Humboldt zu der Definition dieses menschlichen Tuns gehörte, das er an den Universitäten in Freiheit und Einsamkeit ermöglichen wollte. Je mehr man weiß, desto mehr will man wissen und kann man erfahren. Das ist die Wahrheit des Wissens. Es stimmt nicht, was Sokrates sagt – Ich weiß, dass ich nicht weiß. Zutreffender wäre es zu sagen: Ich weiß, dass ich wissen will und lernen kann, und zwar immer mehr und ohne Ende. Das ist die Wahrheit des menschlichen Lebens.

Die zumutbare Wahrheit

Wahrheit ist ein großes Wort und ein hoher Anspruch. Es gibt nicht nur eine, sondern viele Arten, sich um die Wahrheit zu bemühen, und verschiedene Menschen werden mit der »veritas« verschiedene Vorstellungen verbinden. Einige einfache Fragen zu diesem Thema lauten: Wie können Menschen die Wahrheit aufspüren und ihr gegenüberstehen? Gab es Momente oder Epochen, in denen kreative Geschöpfe dazu in der Lage und der Wahrheit ausreichend nah gekommen waren? Was konnten sie in diesem Fall sehen? Was ist in dem Augenblick der Wahrheit in ihnen vorgegangen und danach mit ihnen passiert? Haben sie und andere Menschen den Glanz ihres Scheins ausgehalten? Darf man für die Wahrheit töten? Sollte man sich für sie toteschlagen lassen? Ist die von einem Menschen erkannte Wahrheit anderen zumutbar?

Fragen über Fragen, und die zuletzt genannte Version ist mir persönlich in den Sinn gekommen, als sie bereits affirmativ beantwortet war, und zwar durch die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann. Sie ist 1959 für »Der gute Gott von Manhattan« mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden ausgezeichnet worden und hat ihrer Dankesrede den wundersamen und kühnen Titel verliehen: »Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar.« [5] Die damals 33-jährige Ingeborg Bachmann spricht in ihrer Rede zum einen von der Möglichkeit der Schriftsteller – eine Frau verwendet hier das generische Maskulinum –, »die anderen zur Wahrheit zu ermutigen«, und erwähnt zum zweiten die Aufgabe dieser anderen, »die Wahrheit von ihm [dem Schriftsteller, zu] fordern«, um Menschen »in den Stand« zu versetzen, dass »ihnen die Augen aufgehen«, was bei den Kriegsblinden auf die inneren Sehorgane anspielt, mit denen die Menschen seit der Zeit der Romantik tiefer sehen können als die Aufklärer mit den

äußeren Augen im Kopf. »Die Wahrheit nämlich [die sie dabei zu Gesicht bekommen] ist dem Menschen zumutbar«, wie sie den Kriegsblinden eindringlich versichert und womit sie einem damals jungen Menschen einen Satz geschenkt hat, der ihn sein Leben lang nicht mehr loslassen sollte. Ihm ging und geht es dabei nicht um die Geschichts- oder Glaubenswahrheiten, mit denen zum Beispiel Lessing beschäftigt war, und auch nicht um die Formel, mit der man einem Gericht versichert, »die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit«, was unter Psychologen zu der kuriosen These geführt hat, »die Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners« (Heinz von Förster).

[6] Fischer, Ernst Peter (Hg.): Ist die Wahrheit dem Menschen zumutbar? München 1992.

Dem Bachmann-Leser ging und geht es um die Einsichten der Naturforschung, die ihm immer schon mehr als nur richtig erschienen sind und es den Menschen ermöglichen, etwas Wahres in der Tiefe einsehen und das hier im Innersten Geschaute ausdrücken zu können, also etwas über den Bereich zu wissen, aus dem die wahrnehmbare Welt mit ihrer Energie entspringt. Es ist zum Beispiel richtig, dass es Atome gibt, aber es ist gleichzeitig wahr, dass Atome keine Legosteine sind und die Welt nicht aus ihnen bestehen kann (was schon angedeutet wurde und später noch einmal zur Sprache kommt). Es ist zudem richtig, dass Menschen aus Zellen bestehen, aber wahr ist zugleich, dass diese Zellen nicht nur ihren Ort in einem Körper einnehmen, sondern ihn auch kennen und reagieren können, wenn Änderungen in ihrer Umgebung dies erfordern. Es ist bereits für Zellen wahr, was der Teufel Mephisto zu Faust im Studierzimmer sagt: »Du bist am Ende, was du bist.« Eine Zelle ist am Ende ihrer Evolution zwar Teil eines Menschen, sie bleibt dabei aber immer, was sie ihrem Wesen nach ist, nämlich ein lebendiges Ganzes, das sich teilen kann und das nicht nur tut, wenn es nötig ist – beim Schließen einer Wunde –, sondern auch, wenn es schädlich wird – bei der Entstehung einer Wucherung, die zum Krebs werden kann. Eine Zelle will zwei Zellen werden, und das ist die Wahrheit über das zugleich dynamische und stabile Element des Lebens – und vielleicht sogar die ganze Wahrheit. ||

Ist die Wahrheit dem Menschen zumutbar?

Als ich um 1990 die Gelegenheit bekam, eine Reihe von »Mannheimer Gesprächen« durchzuführen, in denen sich Philosophen, Natur- und Sozialwissenschaftler und Historiker mit Journalisten und anderen Vertretern des öffentlichen Lebens über gesellschaftsrelevante Fragen austauschen sollten, schickte ich die eingeladene Runde erst auf »Die Suche nach der verlorenen Sicherheit«, bevor die Teilnehmer die Gelegenheit bekamen, Ingeborg Bachmanns These zu erörtern und sich und das Publikum zu fragen, ob zutrifft, was die Schriftstellerin 1959 mutig und scheinbar selbstverständlich ausgedrückt hatte. Es sollte um Antworten auf die Frage gehen, »Ist die Wahrheit dem Menschen zumutbar?«, und zwar ohne Abstriche und zu jeder Zeit.[6]

Um das genannte Jahr 1990 schien die Wissenschaft so viele alltagsrelevante Fortschritte gemacht zu haben, dass sich die Medien sorgten, ob ihre vielen Ergebnisse mit den dazugehörigen Erkenntnissen den Menschen zugemutet werden können oder ob man vielleicht besser daran täte, Teile des Volks zu täuschen oder in einem beruhigenden Irrtum verharren zu lassen, wie im Jahre 1780 – also in Zeiten der Aufklärung – die Preisfrage der Berliner Akademie der Künste wissen wollte. Und tatsächlich: Wer kann heute mit den unentwegt

einlaufenden Informationen zum bedrohlichen Klimawandel, zum beängstigenden Artensterben, zur zunehmenden Knappheit an Ressourcen und zum unerträglich wachsenden Schuldenberg vieler Nationen noch zurechtkommen und die erstaunliche Wissensvielfalt verarbeiten und einordnen? Wer kann mit all den permanent über immer mehr Kanäle auf das Publikum zuströmenden Auskünften zu steigenden Erdtemperaturen, wachsenden Atomwaffenarsenalen, bedrohlich zunehmenden Flüchtlingszahlen, steigender Korruption auf höchsten Ebenen und einer in immer neuen Wellen anrollenden Pandemie noch ruhig schlafen, vor allem, wenn sich – was das letzte Beispiel angeht – die Experten weltweit einig zeigen, dass Zoonosen eher die Regel als die Ausnahme sind, dass man also in Zukunft mit weiteren Infektionskrankheiten rechnen müsse, die von Tieren auf Menschen überspringen und Pandemien auslösen können? Und was andere Krankheitserreger angeht, so muss man nach jüngsten Meldungen[7] jährlich mit Millionen von Toten weltweit durch resistent gewordene Keime rechnen, gegen die das alte Zaubermittel der Antibiotika nicht mehr hilft. Sind diese bedrohlich und einschüchternd wirkenden Tatsachen als wissenschaftlich feststellbare Wahrheiten den einfachen Menschen wirklich zumutbar?

Als in den Jahren der Weimarer Republik in den Straßen viele verkrüppelte Kriegsveteranen oder bettelnde Arbeitslose auftauchten, hat Bertolt Brecht den »Nachgeborenen« »Unempfindlichkeit« empfohlen, um damit umgehen zu können. Das klingt immer noch wie ein guter Rat in Zeiten, in denen man sich abschotten muss, in denen man abstumpft und eher unbeteiligt die Katastrophen der Welt unberührt in den Medien vorgeführt bekommt.

Bitte beachten Sie: Man kann bereits in den eigenen vier Wänden vor der methodisch und systematisch ermittelten Wahrheit kapitulieren. Soll man den Leuten wirklich sagen, wie viel Uran in ihrem Haus verborgen ist, wie viele zerfallende radioaktive Atome ihr Körper beherbergt, wie viele Salmonellen in Eiern zu finden sind, wie viele Viren die Salatblätter auf ihrem Teller garnieren, wie viele Pestizide sie mit ihren Lebensmitteln nach Hause schleppen und wie viele biochemisch manipulierte Zellen in einem Glas Hefeweizen schwimmen, wobei sich Beispiele dieser Art fast beliebig vermehren ließen?

Was sollen Menschen denken, wenn sie die eher unappetitliche Wahrheit über ihre Körperlichkeit erfahren, die darin besteht, dass sie aus sehr viel mehr fremden als eigenen Zellen bestehen – gemeint sind Bakterien, Pilze und weitere Mikroorganismen –, dass schmusende Paare bei einem Kuss rund 80 Millionen Bakterienzellen austauschen, dass ein Mensch mit etwa ebenso vielen – oder wenigen – Genen ausgestattet ist wie ein einfacher Fadenwurm – nämlich mit kaum mehr als 20000 –, dass sich im humanen Erbgut vor allem Hinweise auf einen niedrigen Ursprung des Menschen finden und die Mikroorganismen, die alle an- und abwesenden Menschen in und auf ihren Leibern in gigantischen Mengen besiedeln, Millionen von Genen zum gemeinsamen Leben hinzufügen, also quantitativ sehr viel mehr zum genetischen Erbe der Menschheit beisteuern als der in die wissenschaftliche Wahrheit vernarrte *Homo sapiens* selbst? Die philologische Wahrheit müsste an dieser Stelle eingestehen, dass Menschen keine Individuen mehr sind, weshalb die Forschungswelt sie inzwischen als Holobionten einstuft. Aber wem möchte man dieses Wort für sein Dasein zumuten?

Es lohnt sich noch einmal, Robert Musil zu zitieren, dessen Mann ohne Eigenschaften bereits für die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg konstatiert, dass eine Zeitung »von einer unermesslichen Undurchsichtigkeit erfüllt« ist und »von so vielen Dingen die Rede ist, dass es das Denkvermögen eines Leibniz überschreite«. Die unangenehme Wahrheit ist nun, dass dabei ein Problem auftaucht, das man allgemein als Verlust der Heimat bezeichnen kann. Wenn man unter Heimat die Verbundenheit mit den eigenen Daseinsverhältnissen und die Vertrautheit mit der dazugehörigen Umgebung versteht, dann sind es seit dem 19. Jahrhundert die Wissenschaften, die für die neue Heimat der meisten Menschen sorgen. Sie selbst haben ihre Lebensweisen geschaffen. Die westlichen Gesellschaften beherbergen die Wissenschaften aber wie einen fremden Gott, dem sie hilf- und ahnungslos gegenüberstehen. Sie sind von einem Verständnis der sie versorgenden Macht weiter entfernt, als es ein Bauer in einem mittelalterlichen Dorf von den Schriften eines Thomas von Aquin war. ||

[8] Ausführlich bei Fischer, Ernst Peter: Warum Spinat nur Popeye stark macht – Mythen und Legenden in der modernen Wissenschaft. München 2011.

Die Wissenschaft, die den Menschen ihre Heimat gibt, ist für die heutige Bevölkerung etwas Fremdes geworden, die auch ihre Sprache nicht mehr zu verstehen scheint, und diese wachsende Diskrepanz bereitet der Gegenwart immer größere Mühe. Die Lücke zwischen den Menschen und der sie versorgenden Wissenschaft kann man schließen, wenn sie zur Allgemeinbildung gerechnet und so von Intellektuellen behandelt wird, aber die Sozialwissenschaftler wehren sich dagegen. Sie und die Feuilletons applaudieren, wenn Jürgen Habermas sagt: »Die wissenschaftlich erforschte Natur fällt aus dem sozialen Bezugssystem von erlebenden, miteinander sprechenden und handelnden Personen heraus.« Damit machen die öffentlich als Vordenker Verehrten die Heimat der Menschen zu einer Fremde, und diese Wahrheit lässt sich die moderne Mediengesellschaft gefallen. Ihre Mitglieder scheinen Lust an ihrem Untergang zu haben, auf den sie in Ruhe warten.

Freuds Kränkungen[8]

Die eben genannten Informationen oder Wahrheiten über den Menschen können den Eindruck von Kränkungen erwecken, wobei dieses nach Krankenhaus riechende Wort nicht nur gewählt wurde, um aus dieser psychologischen Perspektive die Frage nach der Zumutbarkeit anzutippen, sondern auch, weil Sigmund Freud, der Vater der Psychoanalyse, von unerträglichen Kränkungen geschrieben hat, als er 1917 ziemlich ungehalten auf »Eine Schwierigkeit mit der Psychoanalyse« eingehen wollte. Freud irritierte damals, dass sich viele seiner Patienten entsetzt von seiner ihnen unzumutbar erscheinenden Idee abwandten, ihre psychischen Probleme mit unbewussten sexuellen Orientierungen zu erklären. Der Arzt Freud kam komischerweise nicht auf die Idee, seinen Patienten, den skeptisch bleibenden Ratsuchenden, zu helfen, er machte sich über deren Abwehrhaltung lustig und fügte ihrem Schaden noch seinen Spott hinzu, indem er ihre Zweifel als kleinbürgerliches Unbehagen an seiner grandiosen Seelendeutung auslegte. Freud stellte sich unbescheiden in eine Reihe mit Nikolaus Kopernikus und Charles Darwin und behauptete, ihm sei dasselbe gelungen wie den beiden Großen der Wissenschaft, nämlich die Menschen dadurch zu kränken, dass er ihnen eine unzumutbare Wahrheit verkündete. Mir kommt Freud bei alldem wie ein unzumutbarer Hochstapler vor, und »das ist die Wahrheit«, wie Thomas Bernard geschrieben hätte.

Kopernikus – so meinte Freud – habe die Menschen gekränkt, weil er sie aus der Mitte der Welt vertrieben und an den Rand gedrängt habe, Darwin habe die Menschen gekränkt, weil er sie vom Thron der Schöpfung gestoßen und zu einer Art unter vielen degradiert habe, und Freud selbst meinte, den Menschen deutlich gemacht zu haben, dass sie keinesfalls Herrn im eigenen Haus seien, da ihr bewusst planendes Denken verborgen bleibenden Quellen entspringe, die unbewusst für sie entscheiden. Das sind Wahrheiten, wie die Wissenschaft sie verkündet, und sie kränken Menschen und können ihnen nicht zugemutet werden, ohne seelische Schäden zu hinterlassen, wie der Seelenarzt Professor Freud meinte.

Die genannten drei Kränkungen werden selbst im 21. Jahrhundert so oft zitiert (und sogar vermehrt), dass es scheint, es habe diese Unzumutbarkeiten wirklich gegeben.[9] Tatsächlich könnte nichts weiter von der Wahrheit entfernt sein. [10] Die Freudianischen Kränkungen der Reihe nach: Als Kopernikus die Erde aus der Mitte nahm, da rückte er die Menschen auf ihrem Planeten näher zu ihrem Gott hin, der spätestens seit der Göttlichen Komödie außen – also hoch oben und weit weg von der schmutzigen Mitte – seinen Platz hatte. Als Darwin seine Idee der Evolution vorstellte, ließ er den Menschen, wo er war, nämlich an der Spitze der Entwicklung, nur dass Homo sapiens diese Position nun nicht mehr einem Gott, sondern sich selbst verdankte und auch so beanspruchte. Und als Freud sich seinen Patienten zuwandte, da wussten die Menschen schon längst, dass es etwas Göttliches gibt, das ihrem Dasein Bedeutung verleiht und ihre Handlungen beeinflusst. Nur hatte sich dessen Position von außen nach innen verschoben. Gott agierte nun aus den Menschen selbst heraus und kommandierte sie nicht von oben herab, und das ist die Wahrheit.

Kurzum – erst rückten die Menschen näher an Gott heran, dann setzten sie sich an seine Stelle und zuletzt holten sie ihn zu sich hinein. Sie können stolz auf diesen dreifachen Triumph der wissenschaftlichen Wahrheit sein, die alles andere als unzumutbar ist, wenn man sie richtig darstellt. Unzumutbar ist hingegen, dass die kopernikanische und die darwinische Revolution als Kränkungen verkauft werden, und eine säkulare Gesellschaft, die weder Kopernikus noch Darwin in ihr Weltbild integriert hat, muss sich fragen lassen, was man ihr überhaupt an wissenschaftlicher Wahrheit zumuten und Allgemeinbildung anbieten kann.

Um die Zumutbarkeit von Wahrheiten zu prüfen, soll noch einmal der Blick auf die Gene oder das Genom geworfen werden, deren Erkundung den Menschen eher mickrig dastehen lässt. Nicht mehr Gene als ein Wurm! Wie soll das Ebenbild Gottes mit dieser Wahrheit leben? Vielleicht sollte umgekehrt gefragt werden, wie man jemals ernsthaft der Ansicht sein konnte, dass Menschsein seine besondere Qualität ausgerechnet durch eine Quantität bekommt, durch die Zahl von Genen zum Beispiel, wobei daran zu erinnern ist, dass sich diese oftmals springenden und sich vielfach wandelnden Elemente einer Zelle gar nicht genau definieren lassen. Wenn überhaupt, dann zählt das Dynamische und flexibel Veränderliche am Genmaterial, und so sollten die Freunde der Wahrheit eher erkunden, wie viele Kombinationen aus menschlichen DNA-Sequenzen gebildet werden können und wie der Körper den permanenten genetischen Umbau in allen Lebensstufen steuern kann, ohne dabei den Überblick zu verlieren.

[9] Es scheint einen intellektuellen Wettbewerb zu geben, die Zahl der Kränkungen zu erhöhen. Man kann von einer technologischen Kränkung lesen, der zufolge Menschen von Maschinen beherrscht werden, die sie nicht verstehen. Man kann von einer digitalen Kränkung lesen, da das Internet den Menschen keine Freiheit, sondern das Gegenteil verschafft. Vielleicht sollte man noch die moderne kosmologische Kränkung hinzufügen, die den Menschen in einem zunehmend größer werdenden Universum immer unbedeutender zurücklässt und ihm bestenfalls die Rolle eines Zigeuners am Rande der Welt zugesteht.

[10] Die Wahrheit über die Medien lautet, dass ihre Vertreter nicht aufklären, weil sie selbst nicht aufgeklärt sind. Sie benutzen nicht ihren eigenen Verstand, dafür aber ihr Handy. Heutige Menschen sind nicht mündig, dafür aber händig geworden.

[11] In den 1960er Jahren hat das stattgefunden, was man als gesellschaftspolitische Wende einstufen kann, und mit ihr ist es gelungen, die Naturwissenschaften aus der Allgemeinbildung zu eliminieren.

Vermutlich können nicht nur Gene einen Menschen machen, die heranreifen-
den Menschen können auch ihre Gene selbst so machen, wie es ihnen passt, was
unweigerlich die Frage aufwirft, woher die Tätigen bei ihrem Treiben wissen,
was dabei herauskommen soll. ||

[12] Sozialwissenschaftler sprechen gerne
von der Entzauberung der Welt durch die
Wissenschaft, ohne zur Kenntnis zu nehmen,
dass es durch sie zu einer Verzauberung
kommt. Mit der Annäherung an die Wahrheit
wird das Geheimnis der Dinge tiefer.

Die Wahrheit wird euch frei machen

Wenn eben vom Machen der Gene die Rede war, dann sind damit ganz natürli-
che Entwicklungsprozesse und keine äußeren Eingriffe wie die gemeint, die seit
den 1970er Jahren mit Hilfe sogenannter gentechnischer Methoden durchge-
führt werden können und für die inzwischen eine höchst raffinierte Schere mit
Namen CRISPR zur Verfügung steht. Mit diesen molekularen Werkzeugen
lassen sich Gene im Wortsinne manipulieren – in die eigenen Hände nehmen
–, wofür ausreichend hohe ethische Hürden zu überwinden sind, was auch für
andere Eingriffe in das Leben eines Menschen gilt, zum Beispiel beim Impfen.
Welche Wahrheit ist den Betroffenen dabei zumutbar?

Vielleicht erinnern sich einige noch an die große Impfkation gegen die Kinder-
lähmung zu Beginn der 1960er Jahre. Als Impfstoff diente damals die abge-
schwächte Form des Polio-Virus, die sich von der gefährlichen Variante, die
ganze Leben zerstören konnte, um zwei lächerliche Mutationen unterschied,
wie sich heute in aller Ruhe sagen lässt. Hätte man dieses Wissen den Menschen
damals zumuten können? Wie viele hätten sich mit dieser Information der Imp-
fung verweigert – trotz der eindrucksvollen Werbung, die das Erste Deutsche
Fernsehen damals zeigte: »Kinderlähmung ist grausam, Schluckimpfung ist
süß«. Warum verweigern sich heute so viele Querdenker dem Schutz vor einer
Infektion?[11] Fürchten sie, dass die wissenschaftliche Wahrheit ihnen ihre Frei-
heit nimmt, weil mit der Wissenschaft das Gespenst des Determinismus auftritt,
mit dem die Welt berechenbar zu werden scheint?[12]

In der Bibel steht etwas anderes: Die Wahrheit wird euch frei machen: So kann
man es im Johannes Evangelium 8,32 lesen, aber nicht nur hier. Die Wahrheit
wird euch frei machen. So findet man es auch in goldenen Lettern auf einer der
Außenfassaden der Universität Freiburg, und so steht es auch – dann in Englisch
– auf dem Emblem des California Institute of Technology in Pasadena – The
Truth shall make you free«, wobei der Spruch eine Fackel umrundet. Wahrheit
hat offenbar sowohl mit dem Glauben als auch mit dem Wissen zu tun, was
allen gefallen muss, die der Meinung sind, dass Wahrheit sich nicht unbedingt
mit Klarheit verträgt. Der große dänische Physiker Niels Bohr meinte sogar, die
eigentliche Lektion beim Studium der Atome und ihrer Welt bestehe in der Ein-
sicht, dass zwar das Gegenteil einer richtigen Aussage eine falsche ist, dass aber
das Gegenteil einer wahren Aussage eine andere wahre Aussage ergibt.
Wenn man zum Beispiel feststellt, dass Licht aus Wellen besteht, dann trifft das
sicher zu, aber es gilt auch, dass Licht als Strom von Teilchen auftritt.
Und während in der Biologie lange Zeit fest geglaubt wurde, dass erworbene
Eigenschaften nicht vererbt werden und Änderungen der Gene nur zufällig
zustande kommen, kennt man durch die Fortschritte einer Epigenetik inzwi-
schen eine Vielzahl von Mechanismen, mit denen die Umwelt sich den Genen
einschreibt.

Wer den Gedanken von Bohr positiv wenden will, kann sagen, dass sich die Wahrheit über das Licht und die Gene im Besonderen und die Welt und das Leben im Allgemeinen nur so ausdrücken lässt, dass sie ihr Geheimnis behält. Und tatsächlich – wenn jemand frohen Herzens als persönliche Glaubenswahrheit verkündet, dass sein Gott lebt, muss sich jeder darauf seinen eigenen Reim machen, und klar ist nur, dass da jemand sein Vertrauen einem Gott in der Höhe schenkt und dabei in himmlische Sphären schaut, in denen die äußeren menschlichen Augen gewöhnlich wenig sehen. Die Wahrheit macht die Menschen frei, und zwar deshalb, weil sie ihnen eine Wahl gibt, die sie allerdings auch treffen müssen – mit allen Konsequenzen. Wie bei dem Teufel Mephisto in Goethes »Faust« gilt für der *Homo sapiens* in Gottes Hand, »Das Erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.

Das Geheimnis der Wahrheit

Mit anderen Worten: Die Wahrheit bleibt geheimnisvoll, und das heißt, man kann sich nur um sie bemühen, wie schon Lessing meinte, ohne sie haben zu können. Wer die Wahrheit finden will, muss sich an die Arbeit machen und um sie kämpfen und ringen, und diese Wendung gibt die Gelegenheit, den Blick von der anvisierten abstrakten Wahrheit weg zu lenken und auf die konkreten Menschen zu richten, die mit ihr beschäftigt sind und denen Ingeborg Bachmann mit ihrer Rede und ihren Schriften die inneren Augen öffnen möchte. Pointiert gefragt: Welche praktische Wahrheit über den Menschen zeigt sich unter diesem Blickwinkel?

Eine Antwort kann man unter der philosophischen Vorgabe versuchen, dass sich Menschen als die Lebewesen verstehen lassen, die erst lernen und wissen, wo ihre Grenzen liegen, um dann zu versuchen, sie zu überwinden, wobei sie hoffen können, dass ihnen dieser Schritt gelingt. Wenn man diese Auskunft vertiefen und im naturwissenschaftlichen Rahmen mit den Bedingungen der Evolution argumentieren möchte, kann man sagen, dass Menschen ihre Existenz einem Überlebenskampf verdanken, und diese Wahrheit zeigt, was *Homo sapiens* am besten kann: Kämpfen, kämpfen, immer wieder und immer nur kämpfen. Menschen sind Kämpfernaturen, die den historischen Überlebenskampf gewonnen haben, die sich allen möglichen sportlichen Wettkämpfen stellen, die sich immer wieder auf Wahlkämpfe und Redeschlachten freuen und selbst in TV-Talkrunden Konfrontation suchen und genießen, und so könnte man fortfahren, den streitbaren und kampfgeübten Menschen zu charakterisieren, was eine merkwürdige Überlegung erlaubt. Zwar verkündet die Bibel, »Die Wahrheit wird euch frei machen«, aber um diese Wahrheit müssen Menschen kämpfen. Sie fällt ihnen nicht in den Schoß und erst recht nicht vom Himmel. Der fromme christliche Wunsch »Friede sei mit euch!« führt Menschen in die Irre, was auch Goethe meinte, als er dichtete, »Alles in der Welt lässt sich ertragen, / Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen«. In Frieden leben, das hält kein Mensch aus. Im Paradies langweilen sich evolutionär gewordene Wesen zu Tode, und sie können nur die Flucht ergreifen, was Adam und Eva auch getan haben, vor allem, weil sie allen anderen damit geholfen haben, aus dem Paradies des Unwissens zu entkommen, das unerträglich ist. Die Wahrheit, die Menschen frei macht, finden sie nur außerhalb des Gartens Eden, und so sollte man den Bewohnern dieser Welt wünschen, »Nicht der paradiesische Friede, sondern

der säkulare und faire Kampf um die Wahrheit sei mit euch und erhalte eure Gesundheit!« Kämpft um das Leben und bemüht euch um die Vermehrung eures Wissens, sonst vergeht ihr vor Langeweile. »Das ist die Wahrheit«, wie Thomas Bernard in seinen Texten immer mal wieder kurz und knapp verkündet hat. Menschen öden sich im Frieden zu Tode und haben alle Mühe, nicht ihre Freiheit, sondern ihre Freizeit totzuschlagen. Sie sterben lieber den Heldentod im Kampf und verzehren sich nach der Spannung der Auseinandersetzung, wenn es viele auch gerne beim Zuschauen belassen. Das Streiten hilft Menschen am besten, vor allem, wenn es nicht um politisch motivierte Kriege und sinnlose Materialschlachten mit unnötigen Toten geht, sondern wenn sich die Spannung im Ringen um das Wissen zeigt, mit dem Menschen schließlich die Macht gewinnen können, mit denen sie erst ihre Existenzbedingungen erleichtern und dann das bessere Leben führen können, das sie anstreben. ||

[13] Gabor, Dennis: Menschheit morgen.
Frankfurt am Main 1969.

Kultur entsteht nicht im friedvollen Müßiggang, der nur aller Laster Anfang ist. Kultur entspringt einem heftigen Streiten, wie Kinokenner wissen, die sich an den 1949 entstandenen Film »Der dritte Mann« erinnern, der im zerbombten Wien spielt, dessen Drehbuch von Graham Green stammt und in dem Orson Welles einen Schurken spielt. Der von ihm Dargestellte verdient sein Geld mit gestohlenem Penicillin, das er aus Geldgier und ohne Rücksicht auf Menschenopfer bis zur Unwirksamkeit streckt, wobei er das verbrecherische Vorgehen einem Freund gegenüber mit einem atemberaubenden historischen Vergleich rechtfertigt: »Im Italien unter den Borgias herrschten 30 Jahre lang Terror und Mord, aber die Zeit brachte Michelangelo und die Renaissance hervor. In der Schweiz herrschte 500 Jahre Friede. Und was haben sie hervorgebracht? Die Kuckucksuhr!« Auch wenn das so nicht stimmt, weil die Kuckucksuhr aus dem Schwarzwald stammt, geht die angedeutete Kombination von Friedfertigkeit und Kulturbanalität oder von Kampfbereitschaft und Kreativität über das Bonmot im Kino hinaus, und es sollte lohnen, die These aus dem »Dritten Mann« durch historische Analysen bestätigen oder verwerfen zu können, was hier nur vorgeschlagen werden kann.

Als sich der mit Nobelehren gewürdigte Physiker Dennis Gabor im Jahre 1968 Gedanken über die »Menschheit morgen« machte,[13] sah er drei große Gefahren für die Kultur, nämlich »die Vernichtung durch einen Atomkrieg, die Lähmung durch Überbevölkerung und das Zeitalter der Muße«. Was die ersten beiden Katastrophenszenarien angeht, so meinte Gabor, die Menschen beruhigen zu können. Auf solche Situationen seien sie durch die Evolution gut vorbereitet, was aber nicht der Fall für das Zeitalter der Muße ist. »Muße ist für alle etwas völlig Neues in der Menschheitsgeschichte«, wie Gabor schreibt. Es braucht eine Welt voller Gegner und Gegenüber mit Streit und Kampf und Konkurrenz und Widerspruch und Auseinandersetzungen, und alles Streben darf nie an das Ziel kommen, mit dem ein Ende erreicht wird. Deshalb ist der Weg das Ziel, und die Menschen suchen sich immer ein neues, wenn der alte Weg begangen ist. Sie suchen auch immer neue Fragen, wenn sie die alten beantwortet haben. Nichts ist fertig, alles ist Bewegung, auch der Mensch selbst, der erst im Kampf und mit Mühen zu sich selbst findet und dann den Augenblick erleben kann, in dem er oder sie der Wahrheit gegenübersteht, die dabei zeigt, was bei dieser Bildung aus den Menschen und der Welt werden kann.

Das Erfreuliche ist, dass sich in meinen Augen ein Moment in der Geschichte der Wissenschaften ausmachen lässt, in dem es einem Menschen gelungen ist, eine solche Wahrheit zu schauen. Der Augenblick kommt im Verlauf einer Reise, die ihn in das Innerste der Welt geführt hat und bei deren Antritt er eine Rückkehr ausgeschlossen hat. Die Rede ist von dem jungen Physiker Werner Heisenberg, der in den 1920er Jahren die Atome verstehen wollte, sich dabei auf ein Abenteuer des Denkens einließ und bei dessen Abschluss konkret für die Wissenschaft erlebte, was der romantische Dichter Novalis in seiner Poesie erahnt und beschrieben hat.[14] Als Heisenberg den Schleier ergreifen und entfernen konnte, der sich über die Wahrheit der Atome gebreitet hatte, fand er darunter nichts Greifbares oder Dingliches. Er begegnete sich selbst und seinen Spuren. Die Bahn eines Elektrons in einem Atom, so hatte der junge Mann bereits zuvor instinktiv verspürt, entsteht erst dadurch, dass ein Mensch sie beschreibt, und in einer Nacht auf Helgoland fand er die Sprache, mit der dies gelingen kann. Im Innersten der Welt findet man keine realen Dinge mehr, aus denen sich eine Welt aufbauen kann. Um die Wirklichkeit zu begreifen, muss man ihr eine ideale Form geben, mit deren Symbolen man operieren und rechnen kann, um mit einer zunehmenden Verkörperung der Ideen zuletzt etwas Reales zu errichten. Im Innersten der Welt trifft auch Faust nur auf den Menschen, der er ist, und dieser Mensch weiß, was er am Anfang braucht – eine geistige Tat, wie sie Heisenberg vollbracht hat.

[14] Fischer, Ernst Peter: Werner Heisenberg – Wanderer zwischen zwei Welten. Heidelberg 2015.

[15] In Kriegszeiten (1942) hat Heisenberg sich Gedanken über eine »Ordnung der Wirklichkeit« gemacht (München 1989 und Heidelberg 2019) und darin gemeint, »vielleicht wird bei der zukünftigen Gestaltung der Welt die Wissenschaft eine noch wichtigere Rolle spielen als bisher, ... weil sie die Stelle ist, an der die Menschen unserer Zeit der Wahrheit gegenübertreten.«

Der Wahrheit gegenübertreten

Der große Physiker Werner Heisenberg musste sich als Jugendlicher um 1920 entscheiden, ob er Musik oder Physik studieren sollte, und er hat die Naturwissenschaft gewählt, weil es ihm schien, dass man auf diesem Gebiet im 20. Jahrhundert erleben könne, was in der Musik in den Lebenszeiten von Mozart und Schubert möglich war, dass man in der Wissenschaft der Wahrheit gegenübertreten könne wie einst die Künstler mit ihrer Kreativität.[15] Heisenberg konnte solch eine kühne Sicht 1969 in seiner Autobiographie »Der Teil und das Ganze« beschreiben, weil ihm dieser Schritt 1925 auf Helgoland gelungen war. Er war damals als 24-jähriger der Wahrheit persönlich gegenübergetreten, als sich vor seinen Augen in tiefer Nacht ein »Grund von merkwürdiger innerer Schönheit« auftat, aus deren Anblick die moderne Physik der Atome hervorgegangen ist. Sie gehört als Quantenmechanik nicht nur zu den wichtigsten philosophischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts, sondern erlaubt es Ingenieuren und Unternehmen darüber hinaus, Produkte anzufertigen, die mehr als 30% der Weltwirtschaftsleistung ausmachen. Zu den traurigen Wahrheiten der Moderne zählt die Feststellung, dass sich weder die Philosophen noch die Historiker und erst recht nicht die Psychologen auf diese Entwicklung einlassen, was jetzt nicht weiter analysiert und nur bedauert wird. Hier soll berichtet werden, was das Erblicken der Wahrheit mit dem damals 24-jährigen Heisenberg gemacht hat, der allein in seinem Zimmer auf Helgoland saß, als sich die Wahrheit in ihm ihren Weg brach und er sie vor sich auf dem Papier sehen konnte.

Das heißt, sehen konnte Heisenberg nur die mathematischen Symbole, die er dort notiert hatte, aber sie waren mehr oder weniger von selbst da hingekommen, nachdem die Wahrheit über die Atome ihn schon lange beschäftigt und dann auch getrieben hatte. Jahrelang denkt er jeden Tag mehr als zehn Stunden ohne

Erfolg über die Atome nach, bis er die Sichtweise ändert und die Vorstellung aufgibt, dass sich Atome modellieren lassen und ein Aussehen haben. Atome sind Ideen, es sind Archetypen, wobei man sagen könnte, Atome sind Ursachen, wobei man lieber Ur-Sachen sagen sollte. Was man braucht, ist eine mathematische Sprache, um die Wechselwirkungen der Energie zu beschreiben, mit denen aus der Bewegung der Elektronen die Emission von Licht wird, und diese Sprache drängt sich Heisenberg in der Nacht auf Helgoland auf, wobei er Vertrauen in die Idee hat, dass die Energie eine Konstante ist. Was immer in seinem Kopf passiert, seine Hände bringen mathematische Symbole auf das Papier, und bei ihrem Anblick gerät Heisenberg so in Erregung, dass an Schlaf nicht mehr zu denken ist. Er spürt, er ist der Wahrheit begegnet und verlässt noch im Dunkel der Nacht sein Zimmer, um einen Felsenturm zu erklimmen, den es heute nicht mehr gibt, weil die Briten ihn im Zweiten Weltkrieg gesprengt haben. Man weiß allerdings, dass das Erklettern dieses Felsens selbst tagsüber höchst riskant war, aber das stört den erregten jungen Mann in der Morgendämmerung nicht, hat er doch Goethes »West-östlichen Diwan« auswendig gelernt und die »selige Sehnsucht« im Kopf, die vom Flammentod spricht und dem Kletterer zuflüstert, »Und so lang du das nicht hast, Dieses: Stirb und werde!/ Bist du nur ein trüber Gast/ Auf der dunklen Erde.«

Wer die Wahrheit gesehen hat, ist dazu bereit. Stirb und werde! Heisenberg ist kein trüber Gast mehr auf dunkler Erde. In seiner Wissenschaft wird es Tag, und der junge Mann auf Helgoland strahlt vor Glück. Die alte Physik ist tot. Er hat die neue ans Licht geholt! Heisenberg erwartet auf der Spitze des Felsenturms den Sonnenaufgang und kehrt zurück in die Welt, in der sich die vielen neuen Möglichkeiten bieten, die das Schauen der Wahrheit ergeben hat und die sie nutzen wird. ||

Ist die Wahrheit über die Atome dem Menschen zumutbar? Heisenberg zumindest reagierte bei ihrem Anblick mit Todessehnsucht. Menschen halten mit der Atombombe die Möglichkeit in den Händen, sich selbst auszulöschen. Vielleicht sollten wir alle als einfachere Gemüter vorsichtiger mit dem großen Gut umgehen. Vielleicht ist die Wahrheit doch vielen Menschen nicht zumutbar. In der Mitte des Dichterwortes steckt der Mut. Wenigstens davon kann man nie genug haben. Das ist die Wahrheit.

Zwei Ergänzungen zum Kampf um die Wahrheit

Erstens: In den »Notizbüchern« von Raymond Chandler findet sich unter dem Datum vom 19. Februar 1938 ein Eintrag unter der Überschrift »Großer Gedanke« (>Great Thought«). Er lautet: »Es gibt zwei Arten von Wahrheit: Die Wahrheit, die den Weg weist, und die Wahrheit, die das Herz wärmt. Die erste Wahrheit ist die Wissenschaft, und die zweite ist die Kunst. Keine ist unabhängig von der anderen oder wichtiger als die andere. Ohne Kunst wäre die Wissenschaft so nutzlos wie eine feine Pinzette in der Hand eines Klempners. Ohne Wissenschaft wäre die Kunst ein wüstes Durcheinander aus Folklore und emotionaler Scharlatanerie (emotional quackery). Die Wahrheit der Kunst verhindert, dass die Wissenschaft unmenschlich wird, und die Wahrheit der Wissenschaft verhindert, dass die Kunst sich lächerlich macht.«

Zweitens: In seinem Buch »Truth and Reality in the Sciences«, »Wahrheit und Wirklichkeit« in der Wissenschaft, hat der aus Berlin stammende und 1969 mit dem Nobelpreis für Medizin ausgezeichnete Max Delbrück in den späten 1970er Jahren seine letzte Vorlesung am California Institute of Technology in Pasadena gehalten. Kurz vor seinem Tod im Jahre 1981 hat Delbrück mich gebeten, aus seinen Notizen ein Buch zu machen, was mit Freunden gelungen ist. 1986 konnten Delbrücks Ausführungen »über die Evolution des Erkennens« unter dem Titel »Wahrheit und Wirklichkeit« erscheinen, wobei er zu Beginn des Buches die Unterscheidung trifft, »Wahrheit bezieht sich auf Wissen, Wirklichkeit bezieht sich auf die Objekte des Wissens«, um beim Überblick über das von der Naturforschung Gefundene »drei naive Fragen« zu stellen:

- 1) Wie können wir eine Theorie des Universums ohne Leben – und daher ohne Geist – entwerfen und dann erwarten, dass sich Leben und Geist irgendwie aus diesem unbelebten und unbeseelten Anfang heraus entfalten?
- 2) Wie können wir die Evolution der Organismen ersinnen, bei der der Geist streng als adaptive Antwort auf den Selektionsdruck konzipiert ist, der solche Exemplare bevorzugt, die sich mit dem Leben in der Höhle zurechtfinden, und dann erwarten, dass dieser Geist in der Lage ist, die tiefgründigsten Einsichten in die Mathematik, die Kosmologie, die Materie, in die allgemeine Ordnung des Lebendigen und den Geist selbst hervorzubringen?
- 3) In der Tat, ist es überhaupt sinnvoll, den Standpunkt einzunehmen, dass die Fähigkeit, die Wahrheit zu erkennen, aus toter Materie entstanden ist?«

Gute Fragen. Um Vorschläge für Antworten wird gebeten.

Anhang: »Sag mir warum«

Im November 2021 hat das britische Wissenschaftsmagazin »New Scientist« seinen 65sten Geburtstag dadurch gefeiert, dass die Reaktion ihren Leserinnen und Lesern dreizehn Warum-Fragen vorlegte, von denen sie meinte, dass man über sie bereits gerätselt habe, als »New Scientist« gegründet wurde. »Tell me why« – so lautete die Überschrift, und hier kommen die Fragen, auf die keine Antwort versucht wird:

Warum gibt es etwas und nicht nichts?

Warum existieren wir?

Warum gibt es eine Evolution?

Warum bewegt sich die Zeit nur vorwärts?

Warum gibt es das Gute und das Böse?

Warum ist das Universum genau richtig?

Warum gibt es Bewusstsein?

Warum gibt es Trauer?

Warum ist die Quantentheorie so merkwürdig?

Warum gibt es eine kosmische Grenze der Geschwindigkeit?

Warum sind wir irrational?

Warum haben wir noch nichts von Aliens gehört?

Warum ist das Universum verständlich?

Es sei einem Deutschen erlaubt, die britischen dreizehn um eine Frage zu ergänzen, die einen beliebten Ausdruck aufgreift, nämlich das »es gibt«. Es gibt so viel in der Welt, nicht zuletzt das Wort »es gibt«. Aber was gibt es? Die Frage

stammt von Menschen und kann sich nur auf etwas beziehen, das es gibt und ihnen zugehört. Für Menschen gibt es nur die Welt, in der sie sagen können, dass es etwas für sie gibt. Das ist die Wahrheit, und sie bewahrt ihr Geheimnis.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»... dass der fachliche Wortschatz geringer wird ...«

Petra Stephan über Sprache und Architektur

Von Stefanie Schulz

Petra Stephan ist Chefredakteurin der Fachzeitschrift »AIT« (Architektur, Innenarchitektur und Technischer Ausbau). Im Interview beschreibt sie ihre Arbeit.

Was ist Ihre Lieblingsaufgabe als Chefredakteurin?

Mit den Kolleginnen und Kollegen die uns für die jeweilige »AIT«-Ausgabe vorliegenden Projekte zu sichten, zu diskutieren und letztendlich zur Veröffentlichung auszuwählen. Und natürlich: jede ganz frisch gedruckte AIT aufzuschlagen und durchzublättern.

Und welche Aufgabe führen Sie eher ungern aus?

Innenarchitekten und Architekten, die uns Beiträge zur Veröffentlichung eingesandt haben, zu erklären, warum wir ihr Projekt nicht ausgewählt haben. Das Gleiche gilt für Mitarbeiter von PR-Agenturen, die anfragen, warum gerade ihr Text- und Bildmaterial nicht berücksichtigt werden konnte.

Wie haben Sie es geschafft, Chefredakteurin der Fachzeitschrift »AIT« zu werden?

In dem ich mich seit dem Abitur entweder mit Journalismus oder mit Innenarchitektur und Architektur beschäftigt habe: Tageszeitungsvolontariat, Innenarchitekturpraktikum, Architekturstudium, freie Mitarbeit bei Architektur- und Bauherren-Magazinen und Architekturbüros, eigenes Architekturbüro, Redakteurin, Ressortleiterin und dann Chefredakteurin. Neben der Ausbildung ist natürlich die Lust und Begeisterung am Schreiben, am Gestalten und am Kontakt mit Menschen notwendig; sowie Fleiß, Engagement, Durchhaltevermögen, Geduld, Kreativität, Führungsqualität, Empathie und natürlich sehr gute Fach- und Branchenkenntnisse.

Wie gewichten Sie verschiedene Textarten in der »AIT«?

Wir unterscheiden, wie allgemein üblich im Journalismus, die Beiträge in Nachrichten, Meldungen, Kommentare, Essays, Glossen, Beschreibungen und Interviews. Diese verschiedenen Beitragsformen sind unterschiedlich gewichtet: Unser nachrichtlicher Teil am Heftanfang, genannt Forum, enthält kurze, prägnante Meldungen und Kommentare und ist möglichst aktuell, von allgemeinem Interesse und unabhängig vom Heftthema. Im Mittelteil bringen wir eine Anzahl von umfangreichen Serien, dabei steht in erster Linie unsere Zielgruppe, die Innenarchitekten und Architekten im Vordergrund, sie werden interviewt oder liefern einen eigenen Autorentext. Die Leserinnen und Leser sind bestenfalls bereits vertraut mit der ein oder anderen Serie und erwarten schon die nächste Folge.

Der Hauptteil dient den Projektbeschreibungen, die sich jeweils an einer innenarchitektonischen Bauaufgabe – Ladenbau, Wohnen, Büro, Öffentliche



Petra Stephan. Foto: Andreas Körner.

Petra Stephan studierte Architektur und Stadtplanung in Stuttgart und sammelte anschließend Erfahrung in der Architekturbranche und in der Redaktion. Seit 2013 ist sie Chefredakteurin der Fachzeitschrift AIT (Architektur, Innenarchitektur und Technischer Ausbau).

Bauten, Gastronomie, Gesundheits- und Freizeitbauten sowie Behörden – orientieren. Die Beiträge sind vier bis acht Seiten lang, mit vielen großen Fotos und relativ viel erläuterndem Text. Ergänzt wird dieser Heftteil durch zum Thema passende längere Essays und Theoriebeiträge sowie kurze Produkt- und Projektbeschreibungen. Diese verschiedenen Beitragsarten werden – laut Leserbefragungen – zu unterschiedlichen Zeitpunkten und Anlässen gelesen, sowie von verschiedenen Lesergruppen. Das hat den Vorteil, dass eine Ausgabe nicht nur einmal in die Hand genommen wird, sondern mehrfach – aus unterschiedlichen Intensionen von unterschiedlichen Interessenten. Die Mischung ist wichtig, um möglichst viele spezifische Neigungen und Interessen der Leserinnen und Leser abzudecken und um eine hohe Aufmerksamkeit und großen Lesernutzen zu erzielen.

In der Architekturbranche sind Fachbegriffe sehr geläufig, wie sehen Sie die Situation in der Designbranche?

Fachbegriffe in der Architektur sind wichtig, damit sehr präzise und sachlich zwischen Fachleuten kommuniziert werden kann – zwischen Innenarchitekten, Architekten, Handwerkern, Lieferanten, Industrie aber auch Fachingenieuren und Fachjournalisten –, ähnlich wie bei Mediziner*innen oder Juristen. Fachbegriffe in der Designbranche kenne ich eher als modische, emotionale und kurzlebige Begrifflichkeiten, die auch für den Kunden oder Käufer verständlich sein müssen.

Nehmen Sie Veränderungen im sprachlichen Verständnis Ihrer Leserschaft wahr?

Unsere Leserinnen und Leser geben uns in der Regel keine Rückmeldung, wenn sie etwas nicht verstanden haben. Das würden sie dann eher googeln oder es als etwas neu Dazugelerntes bewerten. In der Zusammenarbeit mit jüngeren Kollegen merke ich jedoch, dass der fachliche Wortschatz geringer wird und die Neigung, sich sehr präzise, differenziert und bewertend auszudrücken, abnimmt. Das spiegelt sich auch in den eingesandten studentischen Beiträgen wider.

Im Hinblick auf die Zukunft: Wie geht die »AIT« mit Themen wie Digitalisierung oder Akquise junger Leser um?

Die Corona-bedingte Kurzarbeit hat ausgerechnet den Teil der Kolleginnen und Kollegen getroffen, der für die digitalen Medien – Homepage, Newsletter, Facebook, Instagram – zuständig ist. Wir wären da sehr gerne sehr viel weiter und hoffen nach Beendigung der Kurzarbeit in unserem Verlag an die Bemühungen in der Vergangenheit anknüpfen zu können. Die jüngeren Leserinnen und Leser versuchen wir immer schon mit Serienbeiträgen wie »Studierende entwerfen« oder »Lehrjahre bei ...« anzusprechen, veröffentlichen Aufrufe zu studentischen Wettbewerben, Hochschulinterna oder neuen Studiengängen.

Die jungen Autorinnen und Autoren bekommen ein Jahres-Abonnement und je nach Beitrag ein Honorar. Zu Semesterbeginn schicken wir den Erstsemestern unter den Innenarchitektur- und Architekturstudenten seit vielen Jahren ein »AIT«-Willkommenspaket mit einem Fachbuch, »AIT«-Ausgaben, Schreibunterlagen etc. zu; und wer uns den Nachweis über den Bachelor- oder Masterabschluss mailt, bekommt ein Halbjahres-Abonnement der »AIT«.

Und natürlich gewähren wir 50 Prozent Studierendenrabatt auf das
»AIT«-Jahres-Abonnement.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»95 % unserer Entscheidungen unbewusst«

Gesa Lischka befasst sich mit Neuromarketing

Von Caroline Löbmann

»Was für eine gigantische Rolle diese unbewussten Entscheidungen spielen«, weiß Gesa Lischka, Expertin für Neuromarketing. Dass wir vermeintlich bewusst getroffene Entscheidungen doch oft nicht bewusst getroffen haben, verdeutlicht sie anhand von praktischen Übungen und betont: »Unser Bewusstsein bestimmt nicht unsere Handlungen, jedenfalls nicht immer.«

<https://www.designrhetorik.de/95-unserer-entscheidungen-unbewusst/>

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022



Petra Stephan. Foto: Andreas Körner.

Petra Stephan studierte Architektur und Stadtplanung in Stuttgart und sammelte anschließend Erfahrung in der Architekturbranche und in der Redaktion. Seit 2013 ist sie Chefredakteurin der Fachzeitschrift AIT (Architektur, Innenarchitektur und Technischer Ausbau).

»Ein schon längst rege befahrener Grenzverkehr«

Florian Arnold über Design und Philosophie

Von Yannick Marszalek

Unser Berufs- und Alltagsleben sei zunehmend an Designentscheidungen gekoppelt, die wiederum Einfluss auf unsere praktischen Möglichkeiten nehmen, so Florian Arnold. Deshalb seien gestalterische Herausforderungen auf einer elementaren Ebene mit philosophischen Grundfragen verbunden: Wie wollen wir leben? Was ist ein gutes Leben überhaupt? Wie lässt es sich herstellen? Was sollen wir dafür tun?



Der Philosoph und Designtheoretiker Florian Arnold. Foto: © Iazoo.

»Jeder Designer reagiert auf irgendetwas, wenn er einen Entwurf vorlegt. Das explizit machen zu können, einerseits das Problem sauber benennen und andererseits Rechenschaft über die gewählte Lösung ablegen zu können, ist, denke ich, tatsächlich wesensverwandt mit genuin philosophischer Reflexion«, betont Arnold. Seiner Meinung nach wächst in einer zunehmend komplexer werdenden Gesellschaft nicht nur die Verantwortung von DesignerInnen, sondern auch die Relevanz der Philosophie als professionelles Reflexionsmedium. Daher die Frage: »Warum nicht all das in eine Gestaltungspraxis übersetzen?«

Im Interview spricht er über designphilosophische Schnittstellen, die Designlehre und auch die Wichtigkeit, Philosophie und Design miteinander ins Gespräch zu bringen.

<https://www.designrhetorik.de/ein-schon-laengst-rege-befahrener-grenzverkehr/>

Florian Arnold studierte Philosophie und Germanistik an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, wo er 2015 in Philosophie promovierte. 2017 folgte eine zweite Promotion in Designtheorie an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach mit dem Titel »Logik des Entwerfens. Eine designphilosophische Grundlegung«. Arnold ist Autor des Buches »Philosophie für Designer« und Chefredakteur der »Philosophischen Rundschau«. Seit 2019 lehrt er Philosophie und Ästhetik in der Fachgruppe Design an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»Man sieht mehr, wenn man mehr weiß«

Autor Frank Berzbach über das Arbeiten und Lernen

Von Annette Lorenz

Analoge Medien wie Schallplatten, Füllfederhalter und Schreibmaschinen nutzt Frank Berzbach als Inspirationsquelle und Dramaturgie, er sei »Umgeben von Büchern und Schallplatten«. Im Interview erzählt er davon, wie Schreiben und Lesen sich gegenseitig bedingen, wie aus Ideen Bücher werden und warum das Arbeiten ohne Deadline für ihn viel besser funktioniert. Der Autor beschreibt seinen Schaffensprozess und gibt einen Einblick in seine Arbeitsabläufe.

Eine Bedingung für gutes Schreiben sei: ungestört sein.

Das Lesen von zweitausend Jahren Kunstgeschichte, das Besuchen der Ausstellungen, das Sich-Vertiefen in Filmgeschichte konsumieren – all das hilft dem Autor, zu neuen Einsichten zu gelangen: »Es ist ein Luxus, sich Wissen erarbeiten zu können.«

<https://www.designrhetorik.de/man-sieht-mehr-wenn-man-mehr-weiss/>

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022



Frank Berzbach, Autor.

Foto: Tristan Hachmeister

Frank Berzbach ist Autor und unterrichtet Literaturpädagogik an der Technischen Hochschule Köln. Nach einer Ausbildung zum Technischen Zeichner studierte er Erziehungswissenschaft, Psychologie und Literaturwissenschaft. Er schreibt über Kreativität, Arbeitspsychologie, Religion und Spiritualität, Psychologie und Literatur.

»... engagiert und authentisch wirken«

18 Essays verknüpfen digital und analog

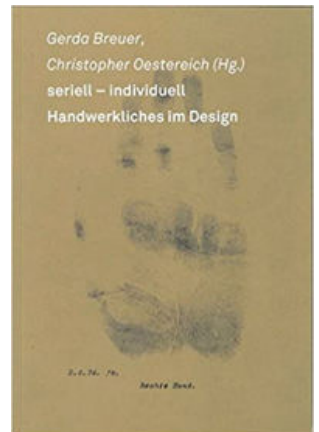
Eine Rezension von Lena Schell

Die Begriffe »Handwerk« und »Design« stehen in einem ambivalenten Verhältnis zueinander. Beides sind Begriffe, deren Bedeutung und Definition sich nicht in einen kompakten Satz pressen lassen. Dennoch – man spürt, dass beide Begriffe irgendwie miteinander verwoben sind. Dieses Spannungsverhältnis besser einordnen zu können, das verspricht man sich durch das Buch »seriell – individuell. Handwerkliches im Design«, herausgegeben von Gerda Breuer und Christopher Oestereich. 18 Essays verschiedener Autoren werden in dem Sammelband zusammengebunden, sie geben einen Überblick zur Entwicklung von Handwerk und Design und setzen diese Begriffe in einen gesellschaftlichen Zusammenhang.

Der Sammelband startet mit dem Aufsatz »Das Handwerk als Produktions- und Arbeitsstil. Widerstand, Koexistenz und Konvergenz zur Industriekultur« von Dagmar Steffen. Die Entwicklung von Handwerk und seinem Gegenspieler, der Industrie, wird hier unter dem Designaspekt historisch eingeordnet – von der Arts-and-Crafts-Bewegung bis hin zu den aktuellen Digital Crafts. Auch die folgenden Texte im Themenblock »Handwerk und Design – Die Entwicklung« bemühen sich um die Einordnung und Eingrenzung der Begrifflichkeiten. Der Aufsatz von Verena Kuni »Gib mir fünf. Begriffe zu Handwerk, Design und DIY« kommt mit fünf Begriffen aus dem angesprochenen Spannungsverhältnis daher: Analogital, Instruktion, Nachhaltigkeit, Open Source und Zusammenarbeit. Verena Kuni schafft es, den Raum zwischen Design und Handwerk zu definieren, und schildert inspirierende Beobachtungen, in denen man sich als Gestalter oft wiederfindet. Besonders die Fokussierung auf einen Prozess und nicht auf ein »Endprodukt« ist ein spannendes und vielversprechendes Konzept für junge Gestalter. Neben den theoretischen Gedankengängen von Kuni klingen konkrete Methoden und Ideen für einen neuen, anderen Gestaltungsprozess an.

Auch der darauf folgende Essay von Mònica Gaspar »Craft in its Gaseous State« ist für jungen Gestalter sehr aufschlussreich. Gaspar beschäftigt sich ebenfalls mit der Fokussierung auf den Prozess und vermittelt Handwerk als eine Perspektive für Designer: »Handwerk dient Designern dabei auch als rhetorisches Werkzeug der Aneignung, mit dessen Hilfe sie individuelle und kollektive Handlungen ausloten.« (S. 129) Der Aspekt der Rollenfindung ist dabei zentral, da durch den Prozess einer Recherche der Ausdruck und eine kritische Reflexion aufeinandertreffen.

Die weiteren Essays des Themenfeldes »Positionen – Handwerkliches im Design heute« befassen sich mit dem Handwerk als Experimentierfeld, mit Materialität, Methoden und interdisziplinären Arbeiten in unterschiedlichen Designdisziplinen. Der Essay »Die Rhetorik des Selbstgemachten im Grafikdesign« von Annina Schneller versucht die Anziehungskraft von handgemachten Kommunikationsmittel zu greifen und zu erklären; damit meint Schneller, ambivalent zum Handwerk, das Laienhafte. Sie unterscheidet dabei Handwerk-



Breuer, Gerda; Oestereich, Christopher (Hg.): seriell – individuell. Handwerkliches im Design. Weimar: VDG, 2014.

An der Dualen Hochschule in Ravensburg hat Lena Schell den Titel »Bachelor of Arts« in Mediendesign erworben, den »Master of Arts« in Kommunikationsdesign an der Hochschule Konstanz.

lichkeit, im Sinne von handwerklichem Können, von Amateurgestaltung. Dabei stellt Schneller die These in den Raum, dass Amateurgestaltung nicht zwingend schlechter sein muss – »sie kann durch ihre selbstgemachte Erscheinung engagiert und authentisch wirken und gerade hierdurch ihren Zweck erfüllen« (S. 194). Eine Aussage, von der man sich zunächst provoziert, beinahe angegriffen fühlt. Jedoch werden imperfekte Stilmittel im Grafikdesign tatsächlich oft genutzt, um ein persönliches oder authentisches Design zu erhalten.

Das nächste Kapitel Handwerk, Design und Gesellschaft« beschäftigt sich in drei Essays mit dem DIY-Trend (Do it yourself), mit Konsumkritik und Nachhaltigkeit. Besonders der Essay von Dirk Hohnsträter hilft zu verstehen, warum wir uns von handwerklich hergestellten Produkten angezogen fühlen und was das mit Individualität zu tun hat.

Durch die vielen Autoren wird in dem Buch ein großes Spektrum an Gedanken, Erkenntnissen und Beobachtungen vermittelt. Das Lesen und Einordnen der Informationen wird durch die verschiedenen Auffassungen von Design und Handwerk der Autoren erschwert. Dadurch sind die Abgrenzungen unklar, und es ist erforderlich, zwischen den Zeilen zu lesen. Die Kurzbiografien der Autoren, die hinten im Buch gesammelt zu finden sind, können jedoch dabei helfen. Will ein Kommunikationsdesigner die Erkenntnisse des Buches auf seine Disziplin anwenden, muss er umdenken. Viele Autoren beziehen sich auf Produktdesign, die Erkenntnisse lassen sich aber auch auf Kommunikationsdesign übertragen. Die vielfältige Lektüre lohnt sich auf jeden Fall, auch wenn einige lose Fäden zurückbleiben. Wer Interesse an Prozessen und Methoden hat, dem bietet das Buch interessante Antworten, und es wirft spannende Fragen auf.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»Design ist politisch, weil ...«

Friedrich von Borries über Design und Gesellschaft

Eine Rezension von Stefanie Schulz

Im Vergleich zu anderen Disziplinen gibt es in der Designbranche wenige wissenschaftliche Auseinandersetzungen und theoretische Abhandlungen. Friedrich von Borries, studierter Architekt, lehrt das noch junge Fach Designtheorie an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg. Er beschäftigt sich mit der Beziehung von Gestaltung und gesellschaftlicher Entwicklung. So erschien 2016 sein Buch »Weltentwerfen – Eine politische Designtheorie«.

Darin stellt von Borries ein Bewertungsraster für Design unter politischen Aspekten vor. Für ihn hat jedes Design heutzutage eine politische Aussage:

»Design ist politisch, weil Design in die Beschaffenheit der Welt eingreift.«

(S. 31) Bei der Bewertung von Design seien »politische und ethische Kriterien (...) lange abgelehnt« (S. 34) worden. Diese Thesen könnten die Dringlichkeit und Wichtigkeit seines Buches untermauern – allerdings ist zu erwähnen, dass die politische Dimension von Design durchaus von beispielsweise Victor Papanek, den er selbst zitiert (vgl. S.20), betrachtet wurde oder auch von Andreas Koop. – Als weitere Grundlage teilt der Autor mit, dass seine Theorie auf Gedanken der Kulturwissenschaften aufbaut. Im Laufe des Buches bezieht er sich daher auf Philosophen, Anthropologen oder Soziologen wie Martin Heidegger, Vilém Flusser, Arnold Gehlen, Günther Anders, Giorgio Agamben, Immanuel Kant, Jean-Jacques Rousseau oder Peter Sloterdijk.

Zu Beginn definiert von Borries den Begriff »Design« und stellt damit eine gemeinsame Basis her. Er versteht Design nicht nur als die Gestaltung von Dingen oder Gegenständen, sondern vielmehr als das Entwerfen von Prozessen, gesellschaftlichen Systemen und der Selbstgestaltung. Dabei lehnt er sich an einen bekannten Satz Immanuel Kants an: »Entwerfen ist der Ausgang des Menschen aus seiner Unterworfenheit.« (S. 15) Weiterhin erklärt er: »Design kann damit als Ausdruck von Normen, aber auch von Ängsten und Hoffnungen verstanden werden.« (S. 18)

Aus dieser weit gefassten und politischen Betrachtung von Design entwickelt von Borries vier Kategorien: Überlebensdesign, Sicherheitsdesign, Gesellschaftsdesign und Selbstdesign. »Sie stehen gleichberechtigt nebeneinander, treten miteinander in Beziehung, bauen aufeinander auf, um sich schließlich ineinander aufzulösen.« (S. 33 f.) Im Hauptteil des Buches definiert er ebendiese vier Kategorien und zeigt anhand von aktuellen, interessanten, gesellschaftsrelevanten Beispielen auf, wieso etwas als gut oder schlecht verstanden werden kann. Gut bedeutet für ihn entwerfendes Design, das Freiheiten und neue Möglichkeiten schafft. Schlecht bedeutet für ihn unterwerfendes Design, das Zwänge kreiert oder zu Machtzwecken instrumentalisiert wird. »Entwerfendem Design steht unterwerfendes Design gegenüber. Die Grenzen sind fließend.« (S. 20) Genau diese Wechselbeziehung von Entwerfen und Unterwerfen »bürdet Designern die Verpflichtung auf, sich immer wieder mit den Verwertungskontexten (...) ihrer Arbeit auseinanderzusetzen.« (S. 21) Daraus folgt auch von Borries' Appell, jeder Designer müsse sich selbst und sich innerhalb seiner Arbeiten politisch positionieren.

Weltentwerfen
Eine politische Designtheorie
Friedrich von Borries
edition suhrkamp
SV



Borries Friedrich von: Weltentwerfen. Eine politische Designtheorie. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2016.

An der Technischen Hochschule Rosenheim hat Stefanie Schulz den Bachelor of Arts in Innenarchitektur erworben. 2021 zog es sie an die Hochschule Konstanz, wo sie im Masterstudiengang »Kommunikationsdesign« studiert.

Das Buch ist angenehm fordernd zu lesen und erweist sich als gute Lektüre für Gestalter, die Interesse an politischen und philosophischen Design-Fragestellungen haben. Friedrich von Borries hat sich umfassend mit geisteswissenschaftlicher Literatur auseinandergesetzt und stellt spannende, teils bekannte Brücken zwischen Design und Politik her. Seine vier gesetzten Kategorien analysiert er Schritt für Schritt und untersucht sie nach ent- und unterwerfenden, also nach guten und schlechten Aspekten. Die Beispiele umfassen dabei die Gestaltung der Wasser- und Nahrungsverteilung, die Debatte um die Balance von Freiheit und Sicherheit, Probleme, die sich aus Big Data ergeben, oder die Frage, wie man Freitod kategorisieren könnte. Da er selbst – konsequenterweise – politische Position einnimmt, baut seine Theorie sehr auf seiner westlichen, liberalen Sicht auf die Dinge auf.

Schlussendlich folgert er, dass hinter jedem gestalteten Gegenstand und Prozess ein Stück Weltentwerfen steckt: »Im Anthropozän ist die Welt gleichzeitig Gegenstand und Ergebnis von Design.« (S. 119) Und nicht zuletzt lüftet er das Geheimnis um die ominöse Türklinke, die es auf das Buchcover geschafft hat. Inwieweit ist ihre Gestaltung ein politischer Ausdruck?

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»Die Kunst soll unfrei werden«

Hanno Rauterberg über einen neuen Kulturkampf

Eine Rezension von Julia Huber

In seinem Essay »Wie frei ist die Kunst?« zielt Hanno Rauterberg in jedem der sechs aufeinander aufbauenden Kapiteln auf die Beantwortung einer Leitfrage ab, die der Frage nach der Kunstfreiheit untergeordnet ist. Rauterberg zufolge sei schon öfter zu beobachten gewesen, dass die Unfreiheit der Kunst in Kauf genommen wird, wenn sich »Minderheiten (...) auf ihre Ängste und unguten Gefühle berufen« (S. 16), sobald sie sich von der Kunst bedroht oder eingeschränkt fühlen. Die Frage darum, wie frei denn die Kunst tatsächlich ist, ist laut Rauterberg zu einem »Kulturkampf entbrannt« (S. 11), in dem nicht nur das »Sag- und Zeigbare« (S. 20), sondern auch der Freiheitsbegriff neu definiert werden muss.

Er sensibilisiert die Leser anhand von realen Fallbeispielen für die Thematik und schreitet verbal die »Frontverläufe dieses Kulturkampfs« (S. 12) ab. Dabei nimmt er vielfältige, authentische Blickwinkel von Protagonisten ein und lässt Stimmen unterschiedlicher Akteure erklingen, deren Beweggründe nachvollziehbar und plausibel erscheinen. In der ausführlichen dargelegten hitzigen Debatte um das Gemälde von Dana Schutz »Open Casket« zeigt Rauterberg deutlich auf, dass heute im Prinzip »jede diskriminierte Gruppe ein Ausdrucks- und Zugriffsverbot verlangen« (S. 28) kann. Im Falle der Künstlerin Dana Schutz wurde ihr praktisch das Recht auf »eine ästhetische Auseinandersetzung mit der schwarzen Leidensgeschichte« (S. 28) abgesprochen, obwohl es doch seit jeher im künstlerischen Tun auch um das Hineindenken in andere Menschen und andere Zeiten geht. Vor allem in den sozialen Netzwerken »fanden sich zahlreiche Unterstützer« (S. 32), die – vom »Verlangen nach Gerechtigkeit« (S. 33) oder »im Namen der Gleichberechtigung« (S. 35) getrieben – sich selbstverständlich für das Verbot des Gemäldes auf Kosten der Kunstfreiheit aussprachen.

Der Künstler Sam Durant soll sogar seine Eigentumsrechte an seiner Skulptur abgegeben haben, die kurz darauf von neuen Besitzern »vergraben« (S. 42) wurde, so sehr hatte die Kunst aufgewühlt. Rauterberg deckt aber auch gleichzeitig auf, dass erst aufgrund der Bemühungen um das »Verbergen (...) die Werke deutlich« hervortreten (S. 85). Der Perspektivwechsel von »Makro- und Mikrokonflikten« (S. 19) ist keineswegs störend, vielmehr betont er die Brisanz des Themas und versucht, die Gesamtheit zu erfassen.

Rauterberg beleuchtet für den Leser Hintergründe und stellt Motive, Mechanismen und wertvolle Kernwerte der Debatte heraus. Immer wieder tauchen erfrischende Umschreibungen, Metaphern oder Wortneuschöpfungen auf, wie z. B. »Klicktivismus« (S. 14) oder »Entsetzensstürme« (S. 17). Ihm gelingt es, komplexe Themen anhand von Streitfällen für den Leser auf den Punkt zu bringen. Mittels dieser Streitfälle zeigt Hanno Rauterberg gedankliche Spannungsfelder auf und gibt immer wieder Denkanstöße: »Die Kritik an der Künstlerin und ihren Werken ebenfalls als Angriff zu werten, blieb in dem Konflikt undisputiert.« (S. 57)



Rauterberg, Hanno: Wie frei ist die Kunst? Der neue Kulturkampf und die Krise des Liberalismus. Berlin: Suhrkamp, 2018.

Julia Huber studierte an der Bauhaus-Universität in Weimar visuelle Kommunikation und schloss ihr Bachelorstudium 2021 ab. Seitdem studiert sie im Masterstudiengang Kommunikationsdesign an der Hochschule für Technik und Gestaltung in Konstanz. Neben dem Studium arbeitet Julia Huber als Grafikerin in einem Büro für Szenografie und Ausstellungsgestaltung.

Zwar setzt der Essay von Rauterberg ein grundlegendes Interesse an der Kunst voraus, doch er hält das, was er auf dem Klappentext verspricht: Er verschafft auf 141 Seiten einen guten Überblick über die aktuelle Lage der Kunst und ihre hitzige Debatte um Moral und Ästhetik. Betrachtet man beide Seiten, Künstler und Minderheit, so findet auch der Autor in seinem Essay noch keine Antwort auf die Frage, wer eigentlich bestimmt, »wessen Gefühle die verletzteren sind.« (S. 44) In einer verständlichen und erfrischend lebhaften Sprache führt Rauterberg tief durchdacht in diese Themen ein.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»Narrationen der Zukunft«

Olga Tokarczuk über das Weben von Geschichten

Eine Rezension von Annette Lorenz

Welches Erlebnis hat Literaturnobelpreisträgerin Olga Tokarczuk zum Erzählen gebracht? Warum zeugt die Ich-Erzählung von der Ratlosigkeit der heutigen Autoren? Wie verändern Serien die Art, wie erzählt wird, und was bedeutet das für die Narrationen der Zukunft? Tokarczuk nimmt den Leser in ihrer Rede zur Literaturnobelpreisverleihung mit auf eine Reise durch die Welt des Erzählens, dessen Wichtigkeit, Veränderung und Entwicklung, und sie beschreibt ihren Traum einer neuen Erzählart.

Neben der Rede ist auch das Essay »Wie Übersetzer die Welt retten« in dem Buch zu finden. Hier beschäftigt sich Tokarczuk mit der Bedeutung von Übersetzungen sowie mit Sprache und Literatur. Die letzten 32 Seiten des Buches bestehen aus einer chronologischen Abhandlung über Tokarczuks Erlebnisse und den Geschehnissen seit der Verkündung des Literaturnobelpreises bis zu dessen Verleihung. Es folgt eine biografische Notiz und Bibliografie.

In dem Essay »Der liebevolle Erzähler« steigt Tokarczuk mit einem Erlebnis aus ihrer Kindheit ein, das ihr die Grundlage für die Fähigkeit, zu erzählen, geschaffen haben soll. Mit einer bildhaften Nacherzählung dieses Moments leitet sie in eine Geschichte über das Erzählen ein. Der figurative Schreibstil zieht sich durch die gesamte Rede.

Sie äußert ihre Unzufriedenheit über die häufige Verwendung des »Ich-Erzählers« und das daraus folgende Stimmengewirr, das den Literaturmarkt überschwemme. »Was uns fehlt, ist – so scheint es – die parabolische Dimension der Erzählung.« (S. 20) Also Geschichten, die durch das Verwenden von Parabeln den Leser in einen »psychologisch anspruchsvollen Vorgang« (S. 21) zwingen und damit der Erfahrung beim Lesen eine Universalität verleihen. Es sei ihr wichtig, mehr als nur das Schicksal einer Einzelperson darzustellen. Dass die Menschen die engen Beziehungen zum Rest der Welt verloren haben, bedauert Tokarczuk stark: »Die Ich-Erzählung ist überaus bezeichnend für unseren gegenwärtigen Blick auf die Welt, bei dem der einzelne Mensch die Stellung eines subjektiven Mittelpunkts einnimmt.« (S. 17) Mithilfe einer neuen Erzählweise möchte sie die Beziehung zwischen Leser und Welt stärken. Tokarczuk möchte so erzählen, dass die Welt wieder zu einer lebendigen Einheit wird und der Leser seinen Platz in ihr versteht und sein Handeln überdenkt. Für sie bedeutet »der liebevolle Blick [...], ein anderes Sein anzunehmen und aufzunehmen, in seiner Zerbrechlichkeit, seiner Einzigartigkeit, seiner Wehrlosigkeit gegen Leiden und das Wirken der Zeit.« (S. 60)

Der Streamingserie ordnet sie »eine neue Form des Welt-Erzählens« (S. 23) zu. Eine alte Erzählform würde hier mithilfe neuer Elemente zu einem großen Einfluss »auf die kollektiven Vorstellungswelten« (S. 24) werden. Die Art, mit der Serien den Zuschauer so lange wie möglich in ihrem Bann halten sollen, kritisiert sie zwar indirekt, aber hier werde tatsächlich an »den Narrationen der Zukunft gearbeitet« (S. 26) und es gäbe eine »Anpassung der Erzählweise an



Tokarczuk, Olga: Der liebevolle Erzähler. Vorlesung zur Verleihung des Nobelpreises für Literatur. Zürich: Kampa, 2020.

Nachdem sie ihren Bachelor in Design an der Technischen Hochschule Georg Simon Ohm in Nürnberg abgeschlossen hat, zog es Annette Lorenz an die Hochschule Konstanz, wo sie den Masterstudiengang »Kommunikationsdesign« belegt.

eine neue Realität« (S. 26). So sehr Tokarczuk auch von der Literatur überzeugt ist, kann sie sich jedoch vorstellen, dass »der Roman und die Literatur schlicht und einfach zu narrativen Randerscheinungen werden. Dass die bildhafte Darstellung, die neuen Formen direkter Erfahrungsvermittlung – Kino, Fotografie, Virtual Reality, Augmented Reality – eine wirkliche Alternative zum klassischen Lesen darstellen werden.« (S. 34)

Der Essay »Wie Übersetzer die Welt retten« schließt im Buch direkt an ihre Rede zur Nobelpreisverleihung an. Tokarczuk geht darin auf die Wichtigkeit der Übersetzer in Bezug auf die zivilisierte Welt ein. Ihr Argument eröffnet sie mit den arabischen Kalifen, die in ihrer Hauptstadt Bagdad eine Akademie für Übersetzungen gegründet hatten und dort Werke von Geographen, Astronomen, Medizinerinnen und Astrologen gesammelt und übersetzt hatten. Mit dem Niedergang des Römischen Reiches sind viele Originale zerstört worden, die Kopien in der Akademie jedoch sicher verwahrt gewesen. Das wiederholte sich im Mittelalter in Spanien mit der Reconquista – dem bewaffneten Kampf der Christen gegen die Mauren – und den Kreuzzügen. Nach der Eroberung arabischer Städte wurden die dort gefundenen Werke wieder ins Lateinische übersetzt. Dies stieß eine »Wende in der mittelalterlichen Wissenschaft und Philosophie« (S. 80) an. Durch die Übersetzungen aus dem Arabischen, das eine deutlich plastischere Sprache ist, entstand außerdem eine Vielzahl an neuen Begriffen, die der Westen zuvor nicht kannte. Dies zeigt die Qualität einer guten Übersetzung, meint Tokarczuk. Der Übersetzer leistet eine ungemaine »geistige Vorarbeit« (S. 84), indem er das Geschriebene bereits einmal verarbeitet, bevor er es in einer anderen Sprache wieder zu Papier bringt. Hiermit wird nicht nur Wissen gesichert, sondern auch vereinfacht und in modernerer Sprache wiedergegeben. Literatur beginnt für Tokarczuk immer mit dem Autor, denn mit dem Wiedergeben der eigenen Sprache macht dieser das Private öffentlich. Die private Sprache sieht Tokarczuk als etwas ganz Besonderes und Einzigartiges an. Kultur versteht sie als einen Akt des »Austarierens zwischen privaten und kollektiven Sprachen« (S.92). Übersetzer machen das Verstehen fremder Welten möglich.

Das Buch empfiehlt sich jedem, der in die Welt von Olga Tokarczuk eintauchen und einen Blick in ihre Art zu Denken werfen möchte. In ihrer Rede zur Literaturnobelpreisverleihung gibt sie kleine Denkanstöße, denen der Leser gut folgen kann. Durch die Klarheit ihrer Sprache flicht sie auch verständlich ihre Vorstellung eines neuen Erzählens ein.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»Nehmen Sie den Auftrag an?«

Maren Martschenko über gestaltende Beratung

Eine Rezension von Julia Valter

Die Markenberaterin Maren Martschenko zeigt in ihrem Werk »Design ist mehr als schnell mal schön«, wie Kommunikationsdesigner sich zu gestaltenden Beratern weiterentwickeln können. Sie hat die sogenannte »Espressostrategie« entwickelt. Die soll, wie der italienische Kaffee, »klein, stark, auf das Wesentliche konzentriert« (S. 23) sein. Anhand der vier Schritte der »Espressostrategie« zeigt Martschenko, wie diese Entwicklung aussehen kann.

Die Weiterentwicklung zur gestaltenden Beratung ist aus Sicht der Autorin nötig, weil sich Designer aktuell in einem »Design-Dilemma« wiederfinden. Das Dilemma entsteht zum einen durch demokratisierende Design-Software, die vermeintlich jeden zum Designer macht. Dadurch hat sich bei Auftraggebern der Anspruch nach Design verstärkt, das vor allem schnell und billig sein soll. Dazu kommt, dass Designer ihre Arbeit eher als Gesamtprodukt verkaufen, zum Beispiel als Corporate Design, und nicht als den zeitaufwendigen Design-Prozess, der es tatsächlich ist. Das führt dazu, dass Design nicht die Wertschätzung und nicht die Entlohnung erfährt, die Designer sich wünschen.

Das Buch richtet sich an Kommunikationsdesigner, die es einerseits satthaben über Honorare zu verhandeln, und andererseits nicht mehr mit Auftraggebern auf der Ebene von »gefällt« oder »gefällt nicht« über ihre Entwürfe debattieren möchten. Gestaltende Berater haben laut Martschenko folgende Vorteile gegenüber Grafikdesignern: Die beratende Leistung wird in Zukunft eher nicht durch KI ersetzt, die Berater werden wesentlich früher in den Prozess eingebunden, nicht erst wenn etwas gestaltet werden soll, sie agieren mit den Auftraggebern auf Augenhöhe, die Bezahlung ist besser und sie »werden fürs Denken und Fragen stellen bezahlt« (S. 13).

Die vier Ebenen der »Espressostrategie« sind mit Sein, Haben, Sagen und Tun benannt. Jeder Ebene sind mehrere Kapitel im Buch gewidmet. In ihnen wird ausführlich beschrieben, welche Schritte Gestalter gehen sollten, um sich zu gestaltenden Beratern weiterzuentwickeln. Im ersten Schritt »Sein« geht es zunächst darum, für sich selbst zu klären, ob man die Anforderungen, die an Berater gestellt werden, erfüllt; ein Fragebogen hilft bei der Selbst-Einschätzung. Neben persönlichen Eigenschaften wie Konfliktbereitschaft, Ausdauer, Geduld, Interesse für Menschen und zwischenmenschliche Dynamiken sind auch betriebswirtschaftliches Denken, Verständnis des jeweiligen Fachbereichs, Moderations- und Mediationsfähigkeiten und Projektmanagement-Erfahrung nötig. Außerdem gilt es herauszuarbeiten, was die eigenen Ziele sind und was einen antreibt. Martschenko nennt es: das eigene Warum finden (S. 63), das der Motor der Motivation ist. Eine Kernfrage, da man erst nach der Definition der eigenen Motivation auch begründen kann, warum Auftraggeber eine Beratung buchen sollten. Für die Selbsteinschätzung stellt Martschenko in der »Toolbox Sein« noch weitere Techniken zur Verfügung: zum Beispiel die »Love-Shower« (S. 62), bei der man Feedback von zufriedenen Kunden einholt und sich so die eigenen Stärken bewusst macht. Weitere Toolboxes mit Fragebögen, Tipps und



Martschenko, Maren: Design ist mehr als schnell mal schön. Die Wirtschaft hat einen neuen Auftrag für Sie: Gestaltende Beratung. Mainz, Hermann Schmidt: 2021

Julia Valter absolvierte 2010 den Studiengang Informationsdesign an der Schule für Gestaltung Ravensburg, ihre Abschlussarbeit 2010 wurde mit einem »red dot design award« ausgezeichnet. Nach einigen Jahren als selbstständige Designerin mit Schwerpunkt auf Kulturkommunikation und Buchgestaltung schloss sie ein Bachelorstudium im Kommunikationsdesign an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Gestaltung in Konstanz ab. Seit 2020 studiert sie dort Kommunikationsdesign im Master.

Projektmanagement-Werkzeugen gibt es für die Bereiche »Haben«, »Sagen« und »Tun«.

Um von der Gestaltung in die Beratung zu kommen, sei es für Gestalter wichtig, in einigen Punkten umzudenken: Anstatt ein fertiges Produkt zu verkaufen wie ein Logo oder ein Plakat, steht nun der ergebnisoffene Prozess im Vordergrund: »Das Gute ist: wenn Sie keine Ergebnisse verkaufen, rückt der Prozess automatisch in Vordergrund.« (S. 50) Die Arbeit wird nicht mehr für den Kunden gemacht, sondern mit ihm: »Die kreative Leistung bei diesem Prozess liegt idealerweise viel mehr bei den Auftraggebern (...).« (S. 51) Anders als der Designer ist der Berater für den Prozess verantwortlich, nicht für das Ergebnis. Es geht darum, gemeinsam mit den Auftraggebern die besten Antworten auf die anfangs gestellten Fragen zu finden.

Im nächsten Teil »Haben« geht es darum, wie ein »Magnetprodukt« entwickelt wird. Ein Prototyp des neuen Beratungsangebots, das die eigenen Leistungen »mit den Unternehmenszielen der idealen Auftraggeberschaft verknüpft« (S. 96). Auftraggeber beurteilt Martschenko mithilfe der »Design-Leiter«, die vom »Dansk Design Center« entwickelt wurde. Es geht darum, wie viel Design-Verständnis in den jeweiligen Firmen schon vorhanden ist. Kurz gesagt: je mehr, desto besser. Da es sehr wichtig ist, den Wert des angebotenen Produkts zu kennen, gibt Martschenko praktische Hinweise, wie dieser Wert sauber zu kalkulieren sei.

»Sagen« beschreibt, wie die frisch gebackenen Berater über sich und ihre Fähigkeiten berichten können. Auch wenn »netzwerken« etwas negativ konnotiert sein kann, geht es genau darum: Gleichgesinnte finden, mit Entscheidern ins Gespräch kommen, sich selbst als Experte ins Gespräch bringen. Martschenko empfiehlt statt eines Portfolios lieber Fallstudien zu zeigen und »Storytelling« statt Akquise zu betreiben. So können über analoge und digitale Kanäle die eigene Haltung transportiert werden, Vertrauen aufgebaut und Authentizität bewiesen werden.

Der letzte Teil »Tun« komprimiert nochmal die Inhalte der vorangegangenen Teile und fasst zusammen, wie man tatsächlich als gestaltender Berater in kleinen, konkreten Schritten ins Tun kommt. Abschließend zählt Martschenko in einer Not-to-do-list auf, was man besser sein lässt, wie zum Beispiel: »Führen Sie keine Akquisegespräche mehr mit Menschen, die ohne Entscheidungskompetenz auf strategischer Ebene sind.« (S. 157) Dann findet man direkt bei den Menschen Gehör, die über Strategie und Budget entscheiden können.

Das Buch ist lesenswert für Designer, die sich in Richtung Beratung weiterentwickeln möchten und eine konkrete Strategie suchen, wie sie das erreichen können – so dass sie nicht mehr erst am Ende etwas »hübsch machen« sollen, sondern viel früher als Berater in den Entwicklungsprozess eingebunden werden.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

»Unser Verstand ist ein großartiges Werkzeug«

Leander Greitemann über Alltags-Vernebelungen

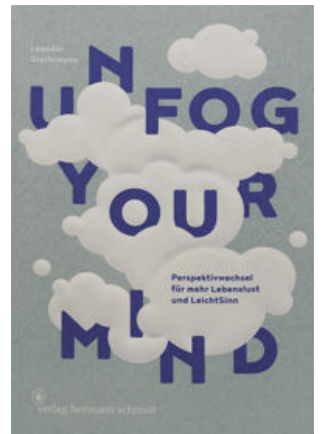
Eine Rezension von Saira Yaqoob

Wie funktionieren eigentlich unsere Gedanken? Kann man seine eigene Wahrnehmung positiv beeinflussen? An diesen und vielen weiteren Fragen entlang steuert Leander Greitemann in seinem Buch »Unfog your mind« auf die Freiheit der Gedanken zu. Er schreibt: »Unser Verstand ist ein großartiges Werkzeug, das uns hilft, Berge zu versetzen. Und wenn wir schon eine Realität im Kopf erzeugen, dann doch eine positive, die uns hilft, Gutes zu bewirken.« (S. 52)

Das Ziel »Unfog your mind« steht stets im Mittelpunkt und soll dem Leser bei täglichen Herausforderungen den Alltag »entnebeln«. »Wenn wir etwas tun, das außerhalb unserer Gewohnheiten liegt, etwas wagen, das uns ein bisschen kitzelt, dann findet das eigentliche Leben statt!« (S. 57), befindet der Autor. Greitemann hat mit seinem Buch kein reines Sachbuch geschaffen, dass ausschließlich informiert, sondern bietet eine Mischung aus Informationen und eigenen Erfahrungen, die durch wissenschaftliche Kenntnisse fundiert werden und den Leser nach jedem neuen Gedankengang auf ein kleines Selbstexperiment einladen. Ein Beispiel eines Experiments ist das Notieren von seinen eigenen Gedanken, die innerhalb von wenigen Minuten durch den Kopf schießen. Dies soll Greitemanns Leser erkennen lassen, dass Gedanken auf den unterschiedlichsten Ebenen erscheinen. Sein Schreibstil ist umgangssprachlich und »locker«. »Schon erstaunlich, was da alles in so kurzer Zeit Minuten [sic] hochkommt, oder? Wir haben in etwa 70000 Gedanken pro Tag. Das ist so, als ob du durch ein großes Fußballstadion gehst und dir von jeder Person einen Gedanken anhörst.« (S. 16)

Das Kapitel 13 ist überschrieben mit: »Mindfog und Bluebird. Über dem Himmel ist blauer Nebel.« Auf 13 Seiten geht Greitemann auf die düsteren Gedanken unseres Alltags ein. »Die Ursachen für akuten Mindfog sind zwar vielseitig, lassen sich jedoch immer nur in zwei Kategorien einteilen: Verarbeitung der Vergangenheit oder Projektion in die Zukunft.« (S. 128) Er definiert den »Mindfog« (deutsch: vernebelte Gedanken) als Spekulationen und Mutmaßungen. Vielmehr aber sollte die Verbindung zum jetzigen Moment wieder hergestellt werden, sobald unser eigener Gedankennebel zum Vorschein tritt.

Besonders das mit »Wenn das Glas halb leer sehen schon die halbe Miete ist« betitelte Kapitel 17 beinhaltet für Designer einen wichtigen Aspekt. Denn fern von der Haltung »Das Glas ist halb voll, bedeutet Optimismus« enthält dieses Glas weniger Platz für neue Meinungen und erzeugt Voreingenommenheit gegenüber anderen Sichtweisen – ebenfalls gegenüber potenziellen Kunden und Partnern in der Arbeitswelt. Denn »Kreativität entsteht nicht, wenn wir im alten Wasser rühren« (S. 173). Manchmal hilft ein »Das haben wir schon immer so gemacht« (S. 173) eben nicht weiter. Greitemanns Empfehlung: Betätigt man seinen »Reset—Knopf«, lässt sich das eigene Glas mit neuer Flüssigkeit füllen.



Greitemann, Leander: Unfog Your Mind. Perspektivwechsel für mehr Lebenslust und LeichtSinn. Mainz: Hermann Schmidt, 2020(4).

Saira Yaqoob studierte »Media and Communications« an der Hochschule für angewandte Wissenschaften in Neu-Ulm. Nach ihrem Bachelor-Abschluss entschied sie sich, den Schwerpunkt noch tiefer dem Design zu widmen und startete im Winter 2021 ihr Masterstudium »Kommunikationsdesign« an der Hochschule Konstanz.

Diese und weitere Ideen werden auf 212 professionell gestaltete Seiten in 20 Kapiteln entfaltet. Jedes Kapitel beschreibt eine andere Thematik, so muss das Buch nicht zwingend chronologisch gelesen werden, sondern es können einzelne Kapitel unabhängig voneinander gelesen werden. Sie beschäftigen sich mit Themen wie der Gedankenfreiheit, der bewussten Fokussierung auf den Weg und nicht auf das Ziel, dem Gemeinschaftsgefühl und dessen Einsatz, dem Perspektivenwechsel für neue Ansichten, dem bewussten »Ja-und-Nein«-sagen, Kommunikationsregeln und vielem mehr.

So bietet Leander Greitemann mit »Unfog your mind« eine für jedermann leicht erschließbare Lektüre an – »jedermann« wäre jeder, der seinen Geist von täglichen Marotten und Ausreden gegenüber sich selbst entnebeln und alltägliche Denkweisen in Frage stellen möchte. Gleichzeitig spricht der Band mit seiner einzigartigen Buch-Haptik Gestaltungs-Fanatiker an. Als Inspiration für seine Arbeit zieht Greitemann das Buch von Franz Berzbach »Die Kunst ein kreatives Leben zu führen« heran, es wird jedoch nicht zum Verständnis für »Unfog your mind« vorausgesetzt. Zum Abschluss seines Buches führt Greitemann acht Quellen an, die er ergänzend zum Lesen empfiehlt. Eine kleine Kritik am Rande: Leander Greitemann kratzt mit seinen Ausführungen bei einer Kapitellänge zwischen 5 bis 13 Seiten leider oft nur an der Oberfläche. Hier wäre Tiefgang ab und zu gerne gesehen – vielleicht kommt er in künftigen Auflagen und zudem noch mehr Inhalt, der den Leser zusätzlich zur Gestaltung des Buchs in den Bann schlägt.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Unterhaltungsindustrie contra Schriftkultur

Über Neil Postmans Klassiker »Wir amüsieren uns zu Tode«

Eine Rezension von Sarah Prestel

Als der Medienwissenschaftler Neil Postman 1985 mit »Wir amüsieren uns zu Tode« seine Kritik an der Unterhaltungsindustrie verfasste, war das Fernsehen in Amerika auf dem Höhepunkt seiner Wirkungskraft. Postman machte es sich zur Aufgabe, die tiefgreifenden Veränderungen, die dieses Medium auf unsere Eindrücke auf die Welt und Kommunikation hat, genauer zu untersuchen. Da es ihm um »Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie«, so der Untertitel, ging, lohnt es sich, den Band erneut zu lesen.

In seinem Buch diagnostiziert er den enormen Werteverfall, der mit der steigenden Vergnügungssucht der Menschheit einhergeht. Postman stützt die Voraussage, die Huxley in seinem Buch »Schöne neue Welt« bereits traf: Nicht die Demokratie werde zusammenbrechen, sondern die Menschheit werde an der tyrannischen Allgegenwärtigkeit des Vergnügens zu Grunde gehen. (vgl. S. 8) Gerade das Fernsehen verändere den Blick auf die Welt. Im Vergleich zu einem gedruckten Buch, das laut Postman Informationen sinnvoll und rational zusammenfasse, sei das Fernsehen gekennzeichnet durch Zusammenhanglosigkeit, fehlender Komplexität und Geschichtslosigkeit. (vgl. S. 36) Jedes Thema, sei es Religion, Bildung oder gar Politik, würde zum Entertainment. Damit ginge auch ein Rückschritt der intellektuellen Ausdrucksform einher. Um den Auswirkungen, die ein blindes Verfolgen dieser Neuerung nach sich ziehen, entgegenzuwirken, rät er dazu, ein kritisches Medienbewusstsein zu entwickeln: »Der Leser muss sich mit intellektueller Wachsamkeit wappnen.« (S. 67)

»Wir amüsieren uns zu Tode« ist in zwei Teile gegliedert. Der erste beschäftigt sich vor allem mit Grundlagen der Medientheorie Postmans, den Kennzeichen der amerikanischen Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert und den technischen und medialen Voraussetzungen des Fernsehzeitalters. Im zweiten Teil erläutert er vor allem an konkreten Beispielen (Fernsehnachrichten, Fernsehpredigten, Werbespots etc.) die Auswirkungen des Fernsehens auf Diskurse und Kommunikation. Die einzelnen Kapitel sind nicht voneinander abhängig. Jedes kann für sich gelesen werden und setzt kaum Kenntnisse der vorangegangenen Kapitel voraus. Wenn man sich von den ersten beiden Kapiteln nicht abschrecken lässt, die gewisse Grundkenntnisse der Medientheorie voraussetzen, gelangt man anschließend zum eigentlichen und gut nachvollziehbaren Hauptteil über das Buchdruckzeitalter hin zur Kritik am Fernsehen und seinen Auswirkungen. Postman erläutert unter anderem die mit der Erfindung des Telegrafen einhergehende Verkürzung der Informationen. Es entstand so eine Kultur zusammenhangloser Schlagzeilen, die sich auch auf die Sprache auswirkte (vgl. S. 124). »Unsere Sprache sind unsere Medien. Unsere Medien sind unsere Metaphern. Unsere Metaphern schaffen den Inhalt unserer Kultur.« (S. 25) Er sieht Fernsehen nicht als Erweiterung der Schriftkultur. Beides stehe im Gegensatz zueinander, da sich beim Fernsehen die Information der Unterhaltung unterordnen müsse (vgl. S. 62).



Postman, Neil: Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie. S. Fischer, Frankfurt am Main 1985

Sarah Prestel absolvierte in Karlsruhe eine Ausbildung zur Grafikdesignerin. Um ihr erlerntes Wissen zu erweitern, zog es sie an die Hochschule Konstanz, wo sie ein Studium zum Bachelor in Kommunikationsdesign absolvierte. Darauf folgte das Masterstudium.

Postman zeigt, wie sich Medien auf die Gesellschaft und die Kultur auswirken und ausgewirkt haben. Das Werk könnte demnach auch als eine Studie zur Mediengeschichte gesehen werden, die untersucht, wie sich unterschiedliche Medien gegen andere durchgesetzt haben und wie sie sich auf die Gesellschaft auswirken. Sein Anliegen ist es, die Welt über die negativen Folgen des Fernsehens aufzuklären und das Medienbewusstsein zu schärfen, indem die Medien zum Thema in der Bildung, vor allem in den Schulen, gemacht werden. Daneben kritisiert er scharf, dass vom Fernsehen geprägte Kommunikations- und Lehrformen auch auf die Schulen übergreifen. »Problematisch am Fernsehen ist nicht, dass es uns unterhaltsame Themen präsentiert, problematisch ist, dass es jedes Thema als Unterhaltung präsentiert.« (S. 110) Auch würden aus Politikern Popstars, die in kurzen Werbespots emotionale vereinfachte Botschaften verbreiten, anstatt komplexe Lösungen vorzustellen.

Natürlich wäre es weltfremd zu verlangen, das Fernsehen abzuschaffen. Jedoch sollte ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, welche Auswirkungen dieses Medium auf unser Leben und unsere Kommunikation hat. Mittlerweile erscheint das Medium »Fernsehen« fast passé. Das Internet, die »sozialen Medien« und Streaming-Plattformen lösen es ab. Das Smartphone ist der ständige Begleiter und somit auch der bewährte Schutz vor Langweile. Postman und Huxley, auf den Postman sich im ersten Teil seines Buches bezieht, haben in ihren Werken mit erschreckender Voraussicht unsere aktuelle Wirklichkeit beschrieben.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Abwasch

Thema eines jeden Haushalts

Von Caroline Löbmann

An sich weiß jeder, was zu tun ist, wenn die Rede vom Abwaschen ist – in der Ausführung meint jedoch jeder etwas anderes. Gibt es eigentlich eine Definition für den Abwasch? Im Duden findet man:

Abwasch, der
Bedeutungen:

1) das Abwaschen

Beispiele: den Abwasch übernehmen, erledigen - machst du den Abwasch?

Wendungen, Redensarten, Sprichwörter: das ist ein Abwasch; das geht, das machen wir in einem Abwasch (Aufwasch)

2) zu spülendes bzw. gespültes Geschirr

Beispiel: wir lassen den Abwasch im Becken stehen[1]

Caroline Löbmann studierte integriertes Design an der Hochschule Anhalt in der Bauhausstadt Dessau und erwarb dort im Sommer 2021 den Titel »Bachelor of Arts«. Seit dem Herbst 2021 studiert sie Kommunikationsdesign im Masterstudiengang der Hochschule Konstanz.

[1] https://www.duden.de/rechtschreibung/Abwasch_Geschirr_Geschirrspülen, Stand 19.12.2021.

[2] <https://www.br.de/radio/bayern1/inhalt/experten-tipps/umweltkommissar/geschirr-spuelmaschine-umwelt-100.html>, Stand 19.12.2021.

Beim Abwaschen geht es darum, benutzte Geschirrtile zu reinigen – logisch, nur ist das schon wieder relativ, denn jeder hat eine andere Vorgehensweise und mitunter eine andere Vorstellung von Sauberkeit. Da gibt es einerseits den Typ *Wenn wir's machen, dann aber richtig*. Der Typ lässt zuerst das warme Wasser ins Spülbecken laufen, um anschließend einen Schuss Spülmittel hinzuzufügen. In einem schönen Schaumbad werden dann die einzelnen Geschirrtile nach und nach mit dem »Reinigungselement« vom Schmutz befreit. Bevor das jeweilige Teil dann zum Trocknen abgestellt wird, wird es noch einmal mit heißem Wasser abgespült, um mögliche Reste oder Schaum schlussendlich zu beseitigen. Dieser Abwasch-Typ ist also äußerst gründlich unterwegs.

Ganz anderer Meinung ist der Abwasch-Typ Ach, *so dreckig ist das doch gar nicht*. Er ist der Überzeugung, dass es ausreicht, die Sachen unter fließendem Wasser mal eben und ganz fix abzuspülen. An guten Tagen huscht dann vielleicht doch mal ein »Reinigungselement« samt Spülmittel über die Geschirrtile und zack – fertig. Da werden die Außenseiten von Tassen, Schüsseln oder Pfannen schon mal vernachlässigt, und Spülmittel gilt oftmals als überbewertet – war ja eh nur innen benutzt und auch gar nicht so dreckig.

Nicht ganz unwichtig ist die Wahl des »Reinigungselements«. Da gibt es einerseits die Verfechter des Schwamms – schließlich kann man mit ihm selbst die hartnäckigsten Verschmutzungen gut wegschrubben – so sieht's der Abwasch-Typ *Schrubber*. Es gibt aber auch die Abwascher, die ein Schwammtuch oder Lappen bevorzugen, mit dem man dann ganz feinfühlig über die Geschirrtile wischen kann – der Abwasch-Typ *Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste*. Und zu guter Letzt glaubt ein weiterer Abwasch-Typ, *Der pure Finger(-nagel) regelt das*. Er pulst mit bloßen Fingern die Reste von den Tellern, schließlich könne man die Verschmutzung des Geschirrs im direkten Kontakt, Haut auf Porzellan, am besten spüren und beseitigen. Übrigens, »nur 4 % der Deutschen spülen gern«.[2]

Die tatsächliche Sauberkeit des Geschirrs mal außen vor gelassen, stellt sich die Anschlussfrage: abtrocknen oder an der Luft trocknen lassen? Auch hier scheiden sich die Geister: Manche sind der Ansicht, dass Abtrocknen vertane Lebenszeit wäre und die Sachen schon automatisch trocken werden. Andere wiederum trocknen ihre Habseligkeiten ab und polieren das Silber so gut es nur geht, damit man bloß keine Wasserflecken sieht.

Eine letzte wichtige Frage ist die nach dem Zeitpunkt: Gleich nach dem Essen abwaschen oder doch später? *Gleich-Abwascher* oder *Wir-sammeln-erstmal-und-machen-das-später-Abwascher*? An sich sind beide Positionen verständlich – kritisch wird's, wenn sich im auf dem dreckigen Geschirr eigene Lebenswelten entwickeln ...

Abwaschen geht aber auch anders: In Deutschland besitzen mittlerweile 73 % aller privaten Haushalte eine Spülmaschine.[3] Sie nimmt nicht nur die Arbeit des Spülens ab, sondern verbraucht dabei durchschnittlich 50 % weniger Wasser und 28 % weniger Energie als das Spülen von Hand.[4] Was für ein super Teil! Man stellt die benutzten Sachen einfach rein – manch eher pingelig veranlagter Einräumer spült die einzelnen Elemente unter dem Wasserhahn noch kurz vor (was übrigens laut Studien und Tests eigentlich gar nicht notwendig ist) – und dann kann's auch schon losgehen mit dem Spülgang. Eh man sich versieht, ist alles sauber und so gut wie trocken. Aber so traumhaft das klingen mag, auch die Spülmaschine wirft Fragen auf: Wer räumt sie ein? Wer räumt sie aus? Räumt man sie direkt ein, oder parkt man die Sachen erst mal auf der Arbeitsfläche darüber? Wie räumt man sie ein? Darf das überhaupt in die Spülmaschine? Geht man noch mal mit einem Geschirrtuch über die gespülten Sachen? Ach, und muss sie nicht auch mal gereinigt werden?

Fragen über Fragen, die es wohl schon genau so lange gibt wie die Spülmaschine an sich – nämlich seit 1929. Damals brachte »Miele« den ersten Geschirrspüler Europas auf den Markt, und seit den 1960er-Jahren ist sie auch in mehr und mehr privaten Haushalten als tatkräftige Unterstützung mit am Start.[5] Deshalb gelten »Spülmichel«, »Spülfred« oder »Spülsabine«, wie sie liebevoll genannt werden, den meisten Haushalten als unverzichtbar. Gibt es die ultimative Lösung für den Abwasch? Das ist Typ-Sache ...

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

[3] <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Ausstattung-Gebrauchsgueter/Tabellen/haushaltsgeraete-d-lwr.html>, Stand 19.12.2021.

[4] <https://www.br.de/radio/bayern1/inhalt/experten-tipps/umweltkommissar/geschirr-spuelmaschine-umwelt-100.html>, Stand 19.12.2021.

[5] <https://www.br.de/radio/bayern1/inhalt/experten-tipps/umweltkommissar/geschirr-spuelmaschine-umwelt-100.html>, Stand 19.12.2021.

Einkaufszettel

Über die Poesie von Listen

Von Sophie-Lotte Rempfen

»2 Schnitzel, Wurst/Schinken, 1 Milch. Ananas«, geschrieben auf einem Apotheken-Zettel. Wer hat diesen Einkaufszettel geschrieben? Jemand der Nahrungsmittel als Medizin wahrnimmt? Ein Fleischliebhaber mit Hang zu Exotischem? Ein anderer Zettel, auf dem anfänglich sehr sauberlich geschrieben steht: »Zucchini, Joghurt, Camembert, Rucola, Zutaten für Ratatouille, Orangen, 8 Butter, Clopapier, Kütü.« Nach den Orangen wird die Schrift hektisch und bizarr. Wer braucht so viel Butter, und was wird damit wohl gemacht? Was passiert plötzlich mit der Rechtschreibung und was bitte ist »Kütü«?

Auf einem anderen, nicht lesbaren Zettel, hat der Verfasser bei seinem Einkauf die einzelnen Wörter wild durchgestrichen. Der Zettel gleicht einem kunstvollen Schriftstück, dessen heftige Nutzsprünge den Eindruck erwecken, als käme es aus einer anderen Zeit.

Wenn es um Einkaufszettel geht, legen die meisten Menschen offenbar keinen Wert auf Ästhetik, Sorgfalt und Rechtschreibung. Schnell wird etwas auf Papier gekritzelt, Hauptsache der Verfasser kann das lesen. Literatur, die quasi nur für einen selbst verfasst wurde.

Der Einkauf im Supermarkt ist je nach Tag und Uhrzeit eine äußerst freudlose Angelegenheit. Wer einmal die Woche einkaufen geht, verbringt durchschnittlich 168 Stunden im Jahr damit.^[1] Für manchen Einkäufer ist diese Prozedur mit Stress verbunden, da während des Ganges durch den Markt unzählige Entscheidungen getroffen werden müssen, das fällt nicht immer leicht. Die meisten Menschen gehen abends nach der Arbeit einkaufen, um die einkaufenden Massen am Wochenende zu meiden. Allerdings herrscht am Ende eines Tages oft eine gewisse Entscheidungsmüdigkeit, daher schreiben sehr viele Menschen ihren Einkaufsplan auf einen Zettel, um es sich leichter zu machen. Man trifft die Entscheidungen im Voraus. Und ein guter Einkaufszettel kann dabei helfen, den eigenen Konsum einzuschränken und, salopp gesagt, seine Sinne beisammen zu halten.

Das Interessante an Einkaufszetteln ist, dass – sobald der Einkauf getätigt wurde – die Zettel schnell aus dem Gedächtnis und aus dem eigenem Leben verschwinden. Sie werden weggeschmissen oder am Ort des Geschehens zurückgelassen und vom Verfasser nie mehr wieder beachtet. Ist je ein Einkaufszettel mehr als ein Mal benutzt worden? Zusammengeknüllt im Einkaufskorb oder eingeklemmt zwischen den Metallstangen des Kindersitzes im Einkaufswagen, sind diese Zettel kleine Hinweise auf den ehemaligen Besitzer, und wenn man einen findet, sollte man einen Moment inne halten und diesem Beachtung schenken. Einkaufszettel anderer Menschen können äußerst kurios und amüsant sein. Ein Einkaufszettel ermöglicht einen winzig kleinen, jedoch äußerst authentischen Einblick in die Persönlichkeit eines Menschen. Gleichzeitig entstehen viele Fragen, wenn man sich den Konsum anderer Personen ansieht:

Sophie-Lotte Rempfen studierte »Kommunikationsdesign« im Bachelor an der Hochschule Düsseldorf, an der Hochschule Konstanz absolvierte sie den Masterstudiengang »Kommunikationsdesign«. Sie arbeitet in einer Hamburger PR- und Werbeagentur und als freiberufliche Designerin.

[1] laut »ze.tt«, einem Partner-Magazin der Zeit; <https://ze.tt/am-flughafen-beim-arzt-und-am-pc-so-viel-zeit-verbringt-ihr-im-leben-nur-mit-warten/>, Stand 2.2.2020.

Beziehungsstatus, bevorstehende Verabredungen, gesundheitliche Verfassung oder sogar der Intelligenzquotient sind durch die kleinen Listen zu errahnen. Manchmal ist die Mischung aus Nahrungsmitteln und nicht essbarer Konsumgüter so skurril, dass man sich fragt, was wohl im Leben des Autors gerade los ist.

Der Fernsehmoderator Wigald Boning war so begeistert von den kleinen Schriftstücken, dass er sogar ein Buch über seine Sammlung von Einkaufszetteln schrieb.[2] Ein Studie[3] verrät ganz konkrete Fakten über die kleinen Zettel. Zum Beispiel, dass die Mehrheit der Einkäufer mit Einkaufszetteln weiblich ist und Konsumenten ohne Einkaufszettel häufig keine Kinder haben. Das Berliner Institut für Innovationsforschung hat in einer repräsentativen Umfrage[4] herausgefunden, dass 83 % aller Konsumenten ihre Liste noch auf Papier schreiben. Apps für Einkaufslisten sind jedoch stark im Kommen und werden vor allem von der jüngeren Generation genutzt. Schade. Ein digitaler Einkaufszettel lässt sich nur sehr schwer finden. Es gibt da allerdings noch eine andere interessante Fundsache im Supermarkt – vergessene, liegen gelassene oder verlorene Kassenbons. Seitdem es ab dem Jahr 2020 eine generelle Bonpflicht gibt, wird man diese wahrscheinlich in Zukunft häufiger finden. Und diese Zettel verraten uns dann die ganze ungeschminkte Wahrheit über den Konsum eines Menschen.

[2] Boning, Wigald: Butter, Brot und Läusespray. Was Einkaufszettel über uns verraten. Rowohlt Verlag, 2018.

[3] Thomas, Art; Garland, Ron: Supermarket shopping lists: their effect on consumer expenditure. <https://www.emerald.com/insight/content/doi/10.1108/09590559310028040/full/html>, Stand 2.2.2020.

[4] <https://etailment.de/news/stories/Eingekauft-wird-einmal-die-Woche-16417>, Stand 2.2.2020.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Kleider-Stuhl

Die Ergänzung des Kleiderschranks

Von Saira Yaqoob

Jeans aus, Jogginghose an — Bluse aus, kuscheligen Pullover an. Und nun? Wohin mit der Jeans, die in der Mittagspause einen kleinen Kaffeekleck abbekam. Eigentlich nicht mehr frisch, aber der Fleck ging ja raus. In die Wäsche muss sie noch nicht. Und die Bluse, die heute Morgen frisch gewaschen aus der Schublade des feinsäuberlich aufgeräumten Kleiderschranks kam? Riecht etwas nach Kantine, aber einmal anziehen und dann wieder in die Wäsche, wäre doch schade.

Ein leichtes Schmunzeln breitet sich aus, als ihr Blick auf ihren Stuhl fällt. Wie konnten all ihre Klamotten im Laufe der Woche bloß wieder auf ihrem Schreibtischstuhl landen? Und warum macht sie sich die Mühe, diesen großen Haufen an »halbfrischer« Kleidung täglich vom Stuhl aufs Bett umzuladen, sobald sie sich auf den Stuhl setzen möchte und andersherum?

Es ist Freitag, und schon wieder wandern die noch nicht definierten Klamotten der Woche vom sogenannten »Kleider-Stuhl« systematisch in den Wäschekorb oder in den Kleiderschrank zurück. Aber warum nicht gleich so? Warum werden sie wöchentlich erneut auf dem Schreibtischstuhl zwischengeparkt oder auf dem Balkon von Essensgerüchen ausgelüftet, um im Endeffekt dann doch wieder »nur« im Wäschekorb zu landen oder, als »nicht mehr ganz frisches« Kleidungsstück abgestempelt, nur noch zuhause getragen zu werden? Und woher kommt diese scheinbar gewollte »Unordnung«?

Jeder Mensch definiert Ordnung individuell.[1] Termine werden in Kalendern organisiert, Klamotten nach Farben im Kleiderschrank arrangiert, und der Wocheneinkauf wird mithilfe einer gut organisierten Einkaufsliste erledigt.[2] Auch Umberto Eco befasste sich in seinem Buch »Die unendliche Liste«[3] mit großen Werken der Weltliteratur, der Kunst und der Philosophie und setzte sich mit dem Begriff der Liste auseinander. Dabei wurde ihm während seiner Recherche bewusst, wie schwindelerregend groß die Ausbeute an Listen ist und dass diese niemals vollkommen erfasst werden können. Eine Vielzahl an Listen existiert aufgrund der Meinung von Menschen, dass mit Ordnung und Auflistung Verständnis einhergeht — was jedoch oft nicht der Fall ist.[4]

Diese Denkweise liegt an der Funktionsweise unseres Gehirns. Es ist darauf programmiert, in neuen Umgebungen eine mentale Landkarte anzulegen. Das passiert mit allem, sei es beim Lesen von Texten, beim Betrachten von Bildern oder eben beim Blick in den Kleiderschrank. Das Gehirn wird immer versuchen, Informationen in passenden Karten abzuspeichern, um sie später leichter abrufen zu können.[5] Auch im Tierreich kommt dieses Phänomen vor. Eichhörnchen sortieren Eicheln, Haselnüsse, Walnüsse und Mandeln und bewahren diese getrennt voneinander auf. Und so geschieht es auch bei uns, dass wir unsere »halbfrische« Kleidung in mentalen Landkarten organisieren – auf dem Kleiderstuhl.

Saira Yaqoob studierte »Media and Communications« an der Hochschule für angewandte Wissenschaften in Neu-Ulm. Nach ihrem Bachelor-Abschluss entschied sie sich, den Schwerpunkt noch tiefer dem Design zu widmen und startete im Winter 2021 ihr Masterstudium »Kommunikationsdesign« an der Hochschule Konstanz.

[1] Anderson, John R.: Kognitive Psychologie. Heidelberg 1996.

[2] Goldstone, Robert L.; Kersten, Alan: Concepts and categorization. In: Weiner, Irving B. (Hg.): Handbook of psychology. Volume IV: Experimental Psychology. New Jersey: Wiley 2003. S. 597–621.

[3] Eco, Umberto: Die unendliche Liste. München: Dtv, 2011.

[4] Teutsch, Katharina: Die Welt ist eine Liste. URL: https://www.zeit.de/kultur/literatur/2009-12/umberto-eco-liste?utm_referer=https%3A%2F%2Fwww.google.de%2F, Stand 3.12.2021.

[5] Kuchinke, Lars; Dickmann, Frank; Edler, Dennis; Bordewick, Martin; Bestgen, Anne-Kathrin: The processing and integration of map elements during a recognition memory task is mirrored in eye-movement patterns. In: Journal of environmental psychology 2016, Volume 47, S. 213–222.

Aber woher kommt nun das Phänomen des »Kleider-Stuhls«? Der Ursprung lässt sich auf den damaligen »Herrendiener«, auch »stummer Diener« genannt, zurückführen. Er wurde dafür konzipiert, Kleidung für den nächsten Tag bereits am Vorabend herzurichten. Der Platz war hauptsächlich auf Jackett, Hose, Krawatte, Schuhe und Hemd des Mannes begrenzt.[6] Warum der »stumme Diener« jedoch nicht bis heute überlebte, lässt sich zum einen auf die nur begrenzbare Menge an Kleidung zurückführen. Was bringt dieser Aufbewahrungs-Gegenstand, wenn er nur limitierten Platz für wenig Kleidungsstücke zulässt? Von der Kippgefahr bei Überladung ganz zu schweigen. Zum anderen scheint dieses erstmals für Männerkleidung konzipierte Möbelstück weitestgehend aus der Mode gekommen zu sein, denn hierfür kann ebenfalls ein normaler Kleiderständer mit Bügeln oder eben doch unser »Kleider-Stuhl« verwendet werden.

[6] Zajonz, Michael: Stumme Diener. URL: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/stumme-diener/809366.html> (Stand 3.12.2021).

Wie kann nun aber dem wöchentlichen Problem des überfrachteten »Kleider-Stuhls« effektiv vorgebeugt werden? Ist eine schonende Wäsche nach jedem Tragen die Lösung? Oder sollte doch eine extra Kleiderstange für halbfrische Kleidung angeschafft werden? Eine Lösung bietet der sogenannte Dampfreiniger, der sich zum Auffrischen und Bügeln eignet und darüber hinaus Gerüche bekämpft. So wird das Parken auf dem Kleider-Stuhl umgangen, die Klamotten haben die Möglichkeit, die Woche unbeschwert im Schrank neben all den anderen frischen Kleidern zu verbringen. Wer das nicht will, muss versuchen, sein Gehirn vor der Bildung mentaler Landkarten zu bewahren, damit eine Separierung der Kleidung bewusst nicht mehr stattfindet. So entlastet er den Stuhl von den Zusatzfunktionen des Entlüftens und der Aufbewahrung zurück zur Funktion »einfach mal nur sitzen« ...

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Lastenrad

Leiser Transporter mit Muskelkraft und Ökostrom

Von Julia Valter

Wie ein Walhai zwischen Putzerfischen gleitet das üppig beladene »Cargobike« zwischen den anderen Fahrrädern auf dem Radweg dahin. Es wirkt durch seine Größe eher behäbig, biegt dafür überraschend schnell in eine Straße ein, wo es direkt vor dem Eingang einer Kita parkt und drei kleine Kinder aus dem Lastenkorb klettern. – Kein ganz neues Bild, aber immer häufiger zu beobachten: Lastenfahrräder, die das Familienauto ersetzen oder zumindest ergänzen. Bei immerhin 120 kg Zuladung können locker drei Kinder und der Wocheneinkauf verstaut werden. Nicht nur Familien kommen auf den Geschmack, eine Konstanzer Fahrradhändlerin erkennt ein neues Lebensgefühl rund um die »Cargobikes«. Ihre Kunden sind oft junge, umweltbewusste Menschen, die noch nie ein Auto hatten und auch keines wollen. Sie transportieren einfach alles mit den Bikes: Hunde, Bierkästen, Umzugskartons, Zimmerpflanzen, Instrumente, Matratzen — und später vielleicht auch mal Kinder.

Nachdem Lastenräder Ende des 19. Jahrhunderts ihren ersten Hype hatten, gerieten sie durch die zunehmende Motorisierung des Straßenverkehrs beinahe in Vergessenheit. In Dänemark überlebten sie als »Long Johns« [1] und »Christiana-Bikes« [2], in den Niederlanden als »Bakfietsen«. Hier sind sie erst seit den 2000ern wieder im Kommen. Richtig Fahrt aufgenommen hat die neue »Cargobike«-Begeisterung durch die Ausstattung der Lastenräder mit Elektromotor. Eine stufenlos einstellbare Unterstützung bis 25 km/h macht das Fahren von Anfang an sehr leicht und angenehm. Fehlende Ausdauer braucht man so nicht zu fürchten. Selbst wenn der Korb mit dem Liebsten, einem Picknickkorb und zusätzlich dem dicken Hund beladen ist, kann man unbeschwert losbrausen.

Mit einem Lastenrad ist man in der Stadt deutlich unabhängiger und günstiger unterwegs als mit einem Auto. Zudem fällt die nervenraubende Parkplatzsuche weg; geparkt wird einfach genau da, wo man hin will. Der Akku kann an jeder Steckdose geladen werden, vorzugsweise natürlich mit grünem Strom. Das kostet pro Akkuladung etwa 20 Cent, Steuer- und Versicherungskosten fallen keine an.

Nur die Anschaffung eines Cargobikes ist mit rund 8000 Euro ziemlich teuer. Das hindert die Deutschen jedoch nicht daran, immer mehr Transporträder zu kaufen: Laut des Zweirad-Industrie-Verbands (ZIV) [3] sind die Verkaufszahlen von Cargobikes in Deutschland im Jahr 2020 auf über 100000 Stück angestiegen. Die oben erwähnte Fahrradhändlerin kann diesen Trend bestätigen. Durch die »Lockdowns« während der Corona-Pandemie sind offenbar viele Menschen wieder aufs Fahrrad gestiegen, besonders Lastenräder sind beliebt. Sie berichtet von übergelücklichen Menschen, die gar nicht glauben können, dass sie jemals freiwillig auf das belebende Fahrradfahr-Gefühl verzichtet haben. Vielleicht ist das die neue Freiheit: Fahrtwind in den Haaren und Ökostrom unterm Hintern.

Julia Valter absolvierte 2010 den Studiengang Informationsdesign an der Schule für Gestaltung Ravensburg, ihre Abschlussarbeit 2010 wurde mit einem »red dot design award« ausgezeichnet. Nach einigen Jahren als selbstständige Designerin mit Schwerpunkt auf Kulturkommunikation und Buchgestaltung schloss sie ein Bachelorstudium im Kommunikationsdesign an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Gestaltung in Konstanz ab. Seit 2020 studiert sie dort Kommunikationsdesign im Master.

-
- [1] »Der Long John ist ein besonderer Typ des Lastenfahrrads. Er wurde in Dänemark vermutlich um 1930 entwickelt. Im Unterschied zu anderen Lastenfahrrädern befindet sich beim Long John zwischen Lenksäule und Vorderrad eine tief liegende Lastenfläche, die mit bis zu 100 kg beladen werden kann.« Quelle: Mobile Welten e.V., (2021–11–26). Transportrad Long John. URL: <https://nds.museum-digital.de/index.php?t=objekt&oges=43170> (Stand: 9.2.2022)
- [2] 1984 in der Freistadt Christiania in Dänemark entwickelt, ursprünglich für den Transport von Kindern. Zwischen den beiden Vorderrädern befindet sich eine robuste Holzkiste. Christiania Bikes Aps, URL: <https://www.christianiabikes.com/uk/about-us/our-history/> (Stand: 10.2.2022)
- [3] Zweirad-Industrie-Verband, URL: https://www.ziv-zweirad.de/uploads/media/PM_2021_10_03_Fahrrad-_und_E-Bike_Markt_2020.pdf (Stand: 8.2.2022)

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Sinfonie vorm Fenster

Wenn die Fußgängerzone zum Resonanzkörper wird

Von Judith Hirsch

Klack, klack, klack, klack
bruuuub - tipp, tipp - bruuuub - tipp.
Dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong.
»ICH HAAB KEINEE GEBÄÄÄHRMUTTER MEEEEHR!!!«
»Die Besten Hits von heute!«
raaa -- rumms ... raaa -- rumms ... raaa- ...- rumms.

Dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong, dong,
klirr.

Judith Hirsch zog aus Greifswald nach Weimar, um dort visuelle Kommunikation an der Bauhaus-Universität zu studieren. Für den Master in »Kommunikationsdesign« zog es sie anschließend an die Hochschule Konstanz.

Die erste Zeit in einer neuen Wohnung ist oft deshalb so aufreibend, weil alte Gewohnheiten aufgebrochen werden und neue erst entstehen. Das Klima ist ein anderes, es riecht ungewohnt und die Räume müssen noch mit Leben befüllt werden. Etwas, das uns besonders viel über die Umgebung, den Standort und die Leute in unmittelbarer Nähe verrät, sind die Umgebungsgeräusche. Ein zur Fußgängerzone ausgerichtetes Fenster kann dabei Fluch und Segen zugleich sein. Ungefiltert dringt alles, was der Resonanzkörper einer eng bebauten Gasse verspricht, in das Innere der Wohnung.

Wenn man die vielen akustischen Szenarien jedoch nicht als Störfaktor, sondern als Teile des Gesamten, als Kapitel eines Hörbuchs, als Sätze eines Konzertes aufnimmt, so bekommen die darin vorkommenden Akteure einen ganz anderen Stellenwert. Die Straße wird zur Konzerthalle, das Fenster zur Tribüne, die Fußgänger zu Musikern. Jeden Morgen beginnt aufs Neue eine einmalige Vorstellung, zu der jeder Bewohner der Straße eingeladen ist. Im Lauf des Tages entsteht eine Sinfonie, geformt von einem Orchester das sich seiner Rolle gar nicht bewusst ist.

Der Vorhang geht auf.

Erster Satz.

Das Klackern und Trappeln von vielen Schuhpaaren auf dem Kopfsteinpflaster wird langsam lauter. *crescendo.*

Die Klänge verraten den Schauplatz der Handlung: Wir befinden uns in einer Altstadt. Ohne viele Worte kommen die Menschen miteinander aus, es ist noch früh am Morgen. Die Taube tritt auf die Bühne. Mit ihren Füßchen kratzt sie laut gurrend und unrhythmisch über das metallene Fensterbrett. Ihr skurriler Tanz lässt das Orchester in den Hintergrund treten.

Zweiter Satz.

Kirchenglocken schlagen zwölf Mal. Sie läuten den dynamischen Teil des Stückes ein. *fortissimo.*

»ICH HAAB KEINEE GEBÄÄÄHRMUTTER MEEEEHR!!!« schreit der Solist vorwurfsvoll klagend aus seiner heiseren Männerkehle. Etwas entfernter hört man eine aufgeregte Radiostimme das nächste Lied ankündigen.

Ein lautes, schnell wummerndes Scheppern unterbricht es nach den ersten zwei Sekunden. Es klingt, als würde Metall auf Stein klopfen; ein tiefer Bass und ein grelles Klirren schmettern ein Duett. Motorengeräusche werden lauter. Tür auf - Tür zu, Tür auf - ... irgendwo klingelt es, - Tür zu, wieder der Motor. Viele Instrumente setzen ein, bis es fast unerträglich hektisch und laut auf der Bühne ist.

Dritter Satz.

Dann plötzlich: Stille. piano.

Nur ein einzelnes Paar Schuhe entfernt sich dumpf.

Acht Glockenschläge. Ein hohes Klirren von sich berührenden Glasflaschen. Im ersten Stock wird aus Gemurmelt Stimmen, aus Stimmen Gelächter.

Es klingelt an der Tür.

An meiner Tür!

Ich schließe das Fenster, mache den Vorhang zu und betrete die Bühne.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Verniedlichung

Der Säugling ist kein Sauger

Von Eduard Schmidt

Wir verwenden täglich Verniedlichungsformen ohne darüber tiefer nachzudenken, geschweige denn darüber zu reflektieren. »Na, mein Bärchen? Maus, Schnucki, Liebling, Häschen, Schatzi, Darling, Spatzl ...« und so weiter und so fort. So wollen sich Paare Zuneigung zeigen. Sobald jedoch der richtige Vorname des anderen vom Partner ausgesprochen wird, kann sich das bereits wie eine Bedrohung anfühlen. Psychologisch betrachtet sind dies Automatismen, auf die schon in der Kindheit zurückgegriffen wurden, z. B. als die Mutter Kosenamen benutzte, um ihre Liebe auszudrücken.

Wenn die Verniedlichungsform genau betrachtet wird, so kann der Kontext ad absurdum geführt werden. Beispielsweise kann jemand sich die Ohrfläppchen reiben, wenn ihm kalt sein sollte, damit die Durchblutung angeregt und es etwas wärmer wird. Der Begriff »Ohrfläppchen« ist in unseren Sprachgebrauch eingegangen und hat sich verselbstständigt. Kaum jemand wird seinen Ohrläppchen reiben wollen; das Wort »Ohrläppchen« weckt eher die Vorstellung einer Abnormalität, die unterhalb unseres Gehörgangs herauswächst und unästhetisch aussehen könnte ...

Alles, was wir als klein und süß empfinden, wird von uns verniedlicht. Bei allem, was uns nah und vertraut ist, vermischen wir dessen Identität mit unserem emotionalen Eindruck und verändern so auch unsere Sprache über diese Dinge, seien es Menschen, Tiere, Beobachtungen oder Eindrücke. Wir würden nicht darauf kommen, den »Säugling« als »Sauger« zu bezeichnen. Die Assoziation mit dem Wort »Sauger« entspricht nicht einem kleinen Baby – schon eher einem Staubsauger oder einem recht sperrigen, industriellen Ding, das mehrere Tonnen Flüssigkeiten von einer Stelle zur anderen transportiert. Wir können uns mit der Bezeichnung »Säugling« für das Neugeborene besser arrangieren, weil das zu unserer subjektiven Empfindung eher passt und weil wir unseren instinktiven Gefühlen dem Baby gegenüber somit sprachlich zum Ausdruck verhelfen können.

Verniedlichende Wörter, von der Sprachwissenschaft »Diminutive« genannt, verkleinern oder verringern etwas. Ein Diminutiv ist die Verkleinerungsform eines Substantivs und lässt sich aus vielen Wörtern als Koseform oder Abwertung bilden. Wird aus einem großen »Haus« ein »Häuschen«, findet eine Silbendopplung mit Kürzung des ursprünglichen Substantivs statt. Gleichzeitig wird ein verniedlichendes Suffix angehängt, in diesem Fall »-chen«. Dieses grammatikalische Prinzip funktioniert im Deutschen auch mit anderen Wörtern: Aus einem »Hund« wird ein »Hündchen« oder »Hündi«. Im Deutschen wird im Zuge der Verniedlichung der Vokal des ursprünglichen Substantivs oftmals zum Umlaut: Aus einem »Sack« wird ein »Säckchen«.

Aber nicht nur im gegenwärtigen Sprachgebrauch stößt man auf Verkleinerungen, auch bei unseren Urahnen, die sich auf ihren Instinkt verlassen mussten, um das große Brüllen von dem kleinen Piepsen zu unterscheiden.

Der gelernte Grafik-Designer Eduard Schmidt schloss 2019 sein Bachelorstudium im Kommunikationsdesign an der Hochschule Konstanz ab, sein Abschluss als »Master of Arts« folgte 2021.

Hat sich damals ein kleines harmloses Tier im Gebüsch versteckt, so war der kleine Laut, den es von sich gegeben hat, nicht weiter gefährlich. Befand sich ein großes Raubtier in der Nähe, konnte schnell das Weite gesucht werden. Anscheinend können wir auch instinktiv entscheiden, was groß oder klein sein kann. Den schriftsprachlich von uns festgehaltenen Tierlaut »pieps« verbinden wir wohl eher mit einem kleinen zwitschernden Vogel, ein »roaar« dagegen mit einem großen brüllenden Löwen.

[1] Dudenredaktion (Hg.): Duden, Bd. 7. Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Die Geschichte der deutschen Wörter bis zur Gegenwart. Mannheim: Bibliographisches Institut, 2006(3). S. 729.

Müssen sich alle kleinen Dinge klein anhören und Große groß? In einem Gedicht spielt Michael Ende damit, dass beim »Lindwurm« und beim »Schmetterling« die zugehörigen Objekte nicht zur klanglichen Ebene der Worte passen und macht aus dem Drachen einen »Schmetterwurm« und aus dem Insekt einen »Lindling«. Die Etymologie des Wortes »Schmetterling« erklärt der »Duden« so: »Das ursprünglich obersächsische Wort (16. Jahrhundert) hat sich erst seit dem 18. Jahrhundert in der Schriftsprache ausgebreitet, in der es heute neben Falter steht. Es gehört wohl zu ostmitteldeutsch *Schmetten* (Sahne), einem Lehnwort aus gleichbedeutend tschechisch *smetana*. Nach altem Volksglauben fliegen Hexen in Schmetterlingsgestalt, um Milch und Sahne zu stehlen (daher auch mundartliche Bezeichnungen des Schmetterlings wie »Molken-dieb« und »Buttervogel« und altenglisch *butorflēge*, englisch *butterfly*).«[1] Damit wird deutlich, dass der Schmetterling in früheren Zeiten eher als eine Bedrohung und nicht wie heutzutage als hübscher Falter wahrgenommen wurde. Wie sich ein Wort verändert, ist, bei etymologischer Betrachtung, eine spannende Reise in die Vergangenheit.

So oder so kann es manchmal beruhigend sein, etwas zu verkleinern, dann wird daraus ein Problemchen, das man nur ab und zu hat ...

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

IlloKonstanz, Vol. 2

International renommierte Illustratoren bei Festival

Von Monika Aichele, Marcos Chin, Brian Rea und Christoph Niemann



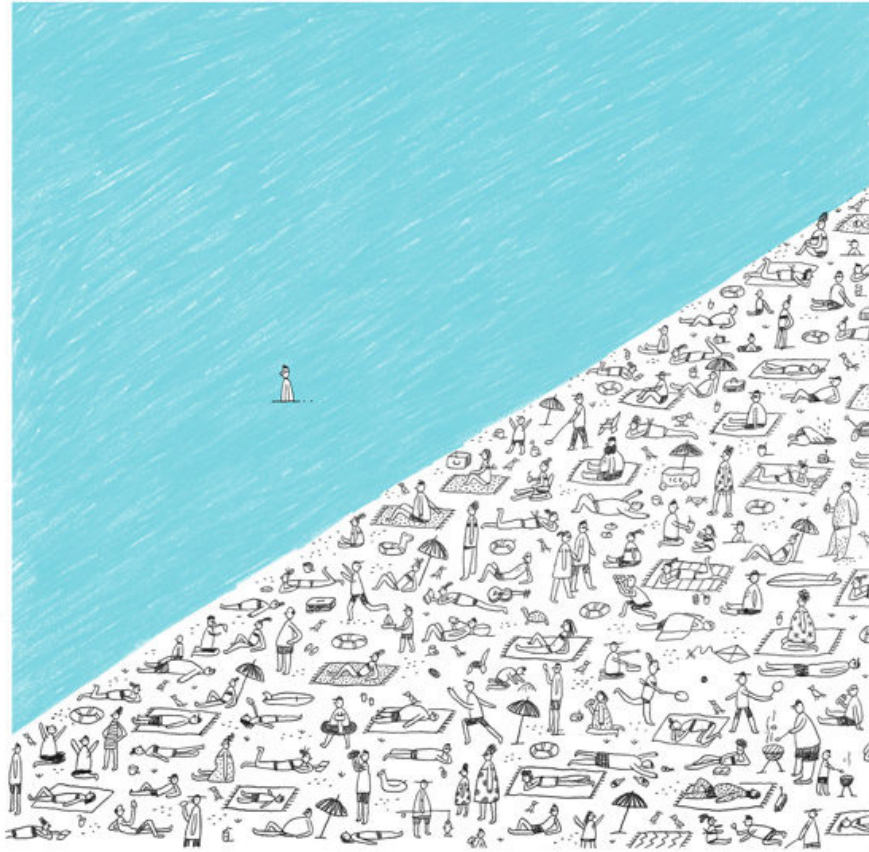
Das Festival »Illokonstanz« bringt in regelmäßigen Abständen international renommierte Illustratoren an den Bodensee. Im Herbst 2022 waren es aus den Vereinigten Staaten John Cuneo und Brian Stauffer sowie aus Hamburg das Designduo »Rocket & Wink«. Mit einer Ausstellung, die über zwei Monate im »Turm zur Katz« des Konstanzer Kulturzentrums zu sehen war, mit einer Podiumsdiskussion, mit Vorträgen sowie Workshops für die Designstudierenden der Hochschule Konstanz haben sie den Fokus auf eine Kunstform gelegt, die sich ganz der Aktualität verschrieben hat. Die Ausstellung gleicht so einem Kompendium der aktuellen Berichterstattung: Trump und Putin sind darin zu finden, Zeitgeistiges aus der Konsumwelt, satirische Randnotizen der Gesellschaft – alles virtuos ins Bild gesetzt. Die Veranstaltung findet in Kooperation von Stadt Konstanz und der Hochschule Konstanz Technik statt. Organisatoren und Kuratoren sind Anna Martinez Rodriguez (Kulturamt Stadt Konstanz) sowie der Konstanzer Professor Thilo Rothacker und der Illustrator Thomas Fuchs.

© Brian Rea



© Brian Rea





© Brian Rea



© Monika Aichele



© Monika Aichele



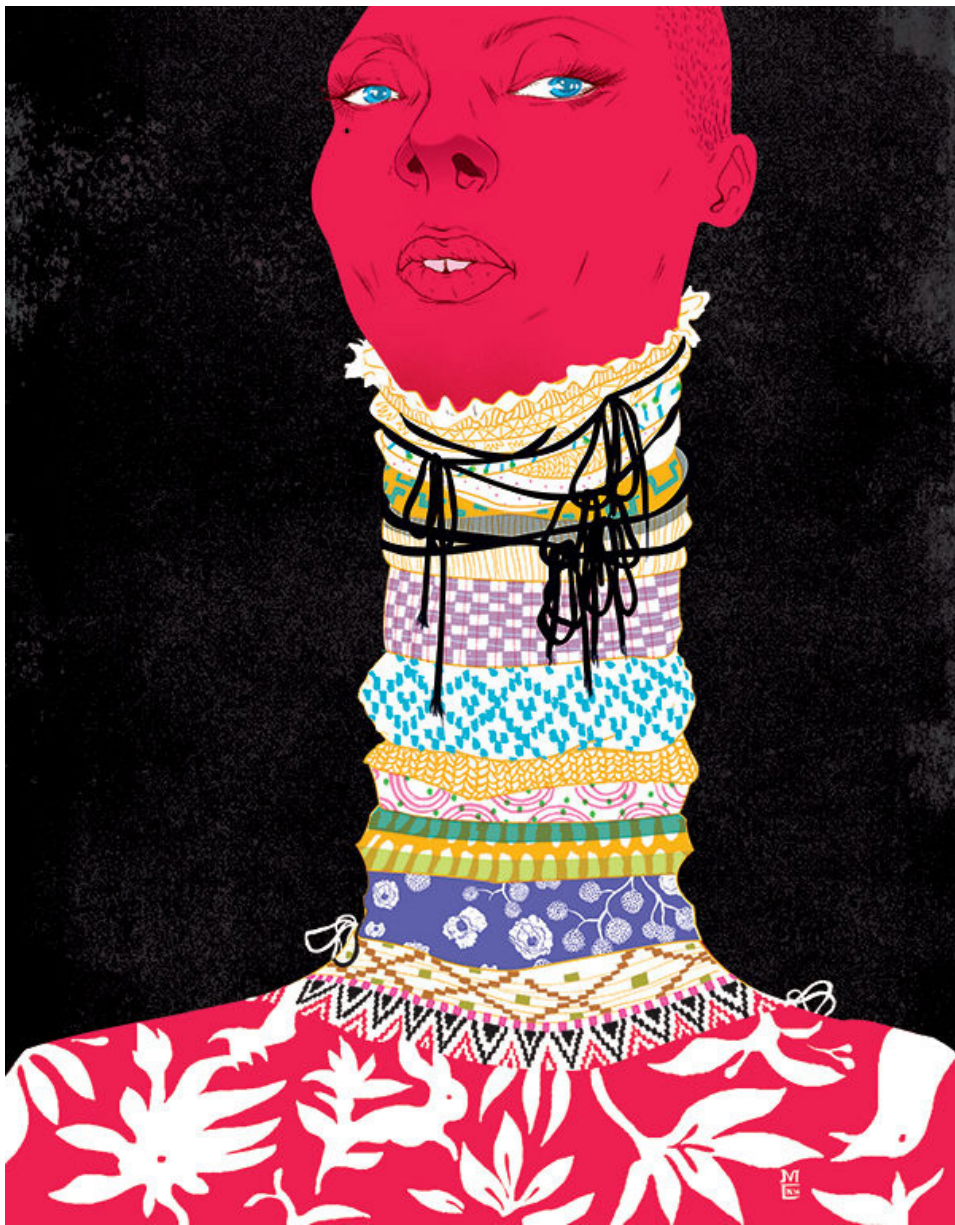
© Monika Aichele



© Marcos Chin



© Marcos Chin



© Marcos Chin



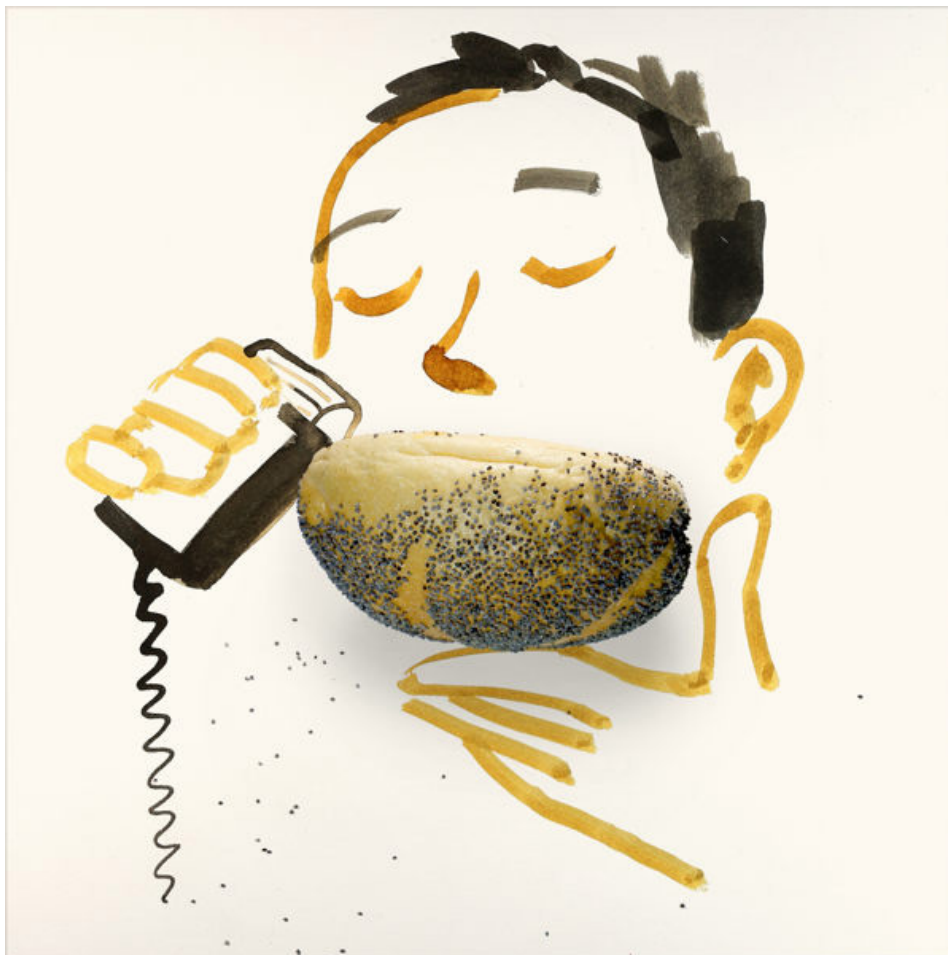


© Christoph Niemann





© Christoph Niemann



Brian Rea

Brian Rea macht Zeichnungen und Gemälde für Bücher, Zeitschriften, Wandbilder, Mode- und Filmprojekte auf der ganzen Welt. Seine Arbeiten wurden in Paris, New York, Los Angeles, Mexico City und sowie in der Fundació Joan Miro in Barcelona ausgestellt. Er ist Adjunct Associate Professor am Art Center College of Design und Mitglied der Alliance Graphique Internationale und wird von der CMay Gallery in Los Angeles vertreten. Sein erstes selbst verfasstes Buch »Death Wins a Goldfish« wurde für den Eisner Award nominiert. Rea lebt mit seiner Familie in Stockholm.

Monika Aichele

Die Illustratorin Monika Aichele ist Professorin für Kommunikationsdesign an der Hochschule Mainz. Sie ist Mitglied folgender Vereinigungen: Society of Illustrators, American Illustration, Art Directors Club. Gemeinsam mit Stefan Sagmeister hat Aichele für das »Six cities festival« in Schottland überdimensionale aufblasbare Affen gestaltet, die anschließend um die Welt gingen. Ausstellungen in New York, Hamburg, Barcelona, Rom, Paris, Shanghai, Mailand etc. Als Illustratorin ist Monika Aichele regelmäßig für die New York Times und das Frieze Magazine tätig.

Marcos Chin

Illustrationen von Marcos Chin finden sich nicht nur in Magazinen, Tageszeitungen und in der Werbung, sondern auch auf Stoffen, Wänden, Modekatalogen. Der mehrfach international ausgezeichnete Künstler arbeitet für Kunden wie Starbucks, Apple, Honda, Rolling Stone, The New Yorker oder die New York Times. Außerdem lehrt Chin Illustration an der School of Visual Arts in New York.

Christoph Niemann

Christoph Niemann ist Künstler, Autor, Animator. Seine Arbeiten zieren regelmäßig die Titelseiten des New Yorker, des National Geographic und des New York Times Magazine. Mehrere Retrospektiven wurden seinem Schaffen gewidmet, immer wieder steht sein Name für spektakuläre Kreativität: Niemann hat Skizzen des City-Marathons von New York gezeichnet, während er selbst mitgelaufen ist und für den New Yorker die erste Titelseite in »Augmented Reality« entworfen. Kunden sind unter anderem Hermès, Google und das Museum of Modern Art in New York. Zahlreiche Mitgliedschaften. 2010 wurde Niemann in die Hall of Fame des Art Directors Club aufgenommen.

»Sprache für die Form«, Doppelausgabe Nr. 19 und 20, Frühjahr 2022

Herausgeber

Prof. Dr. phil. Volker Friedrich (v. i. S. d. P.)
info@designrhetorik.de
Ulmenstraße 9
D-75397 Simmozheim
Telefon +49 7033 138374

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dipl.-Des. Uwe Göbel
Fachhochschule Bielefeld
Prof. Dr. phil. Ulrich Heinen
Bergische Universität Wuppertal
Prof. em. Dr. phil. habil. Klaus Kornwachs
Brandenburgische Technische Universität Cottbus,
Universität Ulm
Prof. Dr. phil. Arne Scheuermann
Hochschule der Künste Bern
Prof. Dr. phil. Bernd Steinbrink
Fachhochschule Kiel
Prof. Brian Switzer
Hochschule Konstanz
Prof. em. Vilim Vasata †
Universität Essen
Prof. Dr. phil. habil. Francesca Vidal
Universität Koblenz-Landau
Prof. Valentin Wormbs
Hochschule Konstanz

Urheberrechte

Alle Rechte an »Sprache für die Form – Forum für Design und Rhetorik« liegen beim Herausgeber. Die Rechte an den Beiträgen liegen, wenn nicht anders vermerkt, bei deren Autoren.

Haftungsausschluss

Haftungshinweis: Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Chefredakteur

Prof. Dr. phil. Volker Friedrich

Artdirector

Prof. Brian Switzer

Technische Redaktion der online-Ausgabe

Tobias Bertenbreiter, M. A.

Redaktion

Bettina Schröm, M. A.
Mitarbeit: Studenten des Masterstudiengangs
»Kommunikationsdesign« der Hochschule Konstanz

Gestaltung dieser PDF-Ausgabe

Leonie Schaufler

Seitenkonkordanz

Die Seitenkonkordanz zwischen online- und PDF-Ausgabe wird mit dem Zeichen || visualisiert.